



Ihr Liebling. Gemälde von Fr. Sonderland.

**Der Gottesleugner.**

Novellette von Hermann Seyffert.

Nachdruck verboten.

Vor dem „schwarzen Brett“ der Universität befand sich eine dichtgedrängte Schar Studenten aller Fakultäten und akademischen „Verbindungen“ — Dozenten, Offiziere, Beamte und Privatleute. Von den zahlreichen Ankündigungen, welche an jene Tafel geheftet waren, fesselte ganz besonders ein großer, weißer Anschlag mit kräftigen, majestätischen Federzügen, deren Inhalt selbst den blasier testen oder um den Ernst wissenschaftlicher Forschung noch unbesorgten Mühselsohn interessierte. Es ging ein Murmeln, ein neugieriges Fragen durch die Menge, und immer von neuem wiederholte sich die erklärende Antwort: „Professor Leutner setzt seine Vorlesungen auf unbestimmte Zeit aus.“

Professor Leutner! Ein jeder kannte ihn, wenn nicht von Angesicht, so von Hörensagen. Die Zeitungen, die Revuen beschäftigten sich mit seiner Person und seiner Lehre ebenso eingehend, wie mit der sozialen Frage, denn so wichtig wie diese für das gesellschaftliche Leben, erschienen die Thesen und Probleme des großen Denkers in Bezug auf das individuelle Dasein des Menschen, nicht in seinem Verhältnis zum Menschen, sondern zu einem höheren Wesen. Professor der Philosophie Leutner, durch seine überaus klaren Lösungen ethischer und metaphysischer Probleme längst berühmt geworden, hatte mit der Verkündigung seiner für das neue Semester geplanten Vorlesung nicht nur die akademische, sondern auch die ganze übrige Welt in Bann geschlagen. „Der Beweis für die Nichtexistenz eines persönlichen Gottes“, betitelte sich der wöchentlich zweimal angelegte Vortrag des großen Gelehrten. Die Vorlesung sollte öffentlich sein und, in Erwartung des großen Zubranges, in der Aula der Universität stattfinden; jedoch selbst dieser geräumige Hörsaal erwies sich für den Zweck viel zu klein, die großen Flügelthüren blieben geöffnet, um noch einer nach Hunderten zählenden Menge, welche sich in den Korridoren postiert hatte, Gelegenheit zu geben, den Worten des Professors zu lauschen.

Schon nach den ersten, einleitenden Abschnitten bemächtigte sich der Hörerschaft eine gewaltige Erregung. Es war etwas Unerhörtes, was der graubärtige Mann dort mit dem wallenden Haar und den scharfblickenden Feuer Augen unter mächtig aufstrebender Stirn, was dieser Mann mit der Prophetengestalt, die stehend hinter dem Katheder emporragte, mit volltönender Beredsamkeit verkündete. Daß es keinen persönlichen Gott gäbe, war ja zwar niemandem, der irgendwie auf Bildung Anspruch erhob, etwas Neues: die junge Naturwissenschaft, die das Zeitalter der Aufklärung gebracht hat, diese Wissenschaft, welche sich nur auf handgreifliche, durch Experimente sichtbare Thatsachen stützt, die nur an das glaubt, was sie auch beweisen kann, diese Wissenschaft, in der sich das wahrhaft Göttliche pantheistisch offenbart, konnte zwar nicht Kirchen niederreißen und verhindern, daß neue sich emporbauen, aber den Kirchen- und Bibelglauben hat sie bei ihren Jüngern vernichtet, und diese Jüngerschaft ist die große, gebildete, aufgeklärte Menschheit. Das Wort des Kanzelredners richtet sich nur noch an die in der wahren Kultur der Neuzeit Zurückgebliebenen, denen Gottes Wort noch ein Evangelium bedeutet, die noch nicht reif sind für die große Lehre, welche als naives Surrogat der Heilsbotschaft ihren dürftigen Seelen geboten wird.

Für die Zuhörer des Professors Leutner konnte also das Thema insofern keinen besonderen Reiz haben, die Bedeutung des Vortrags lag nicht in der Aufstellung einer neuen Hypothese, sondern in der haar scharfen, alle vorhandenen an Klarheit und Tiefe weit übertreffenden Beweisführung einer Thatsache. Wie jeder Gebildete heutzutage frei ist von Gespensterglauben, jedoch in arge Verlegenheit geraten würde, wenn er angeben sollte, weshalb er dies sei, so war es auch hier der Fall. Selbst die scharfsinnigsten Philosophen, denen sogar die Kantischen Beweise nicht genügen konnten, bemühten sich vergeblich, den überlieferten Bibeltrott, der nicht auszurotten schien in den Herzen der Menschen, mit einem Geniestreich logischer Denkweise für immer zu vernichten — niemandem war dies gelungen außer, allem Anschein nach, dem Professor Leutner. Er hatte für die kühnste aller menschlichen Behauptungen sogar drei verschiedene, sich gegenseitig verstärkende Beweise in Aussicht gestellt, und heute sollte der erste derselben angetreten werden. Statt dessen wurde nun mit lakonischer Kürze das Nichterscheinen des Professors gemeldet — auf unbestimmte Zeit. Vernichtender hätte selbst die ohnmächtigste Beweisführung den Gelehrten nicht treffen können, als diese Absage. Man fragte nur vereinzelt nach Beweggründen. Stumm und kopfschüttelnd entfernten sich die überzeugungstreuen Anhänger des Professors; diejenigen aber, welche nur in Bann geschlagen



waren oder sich auf eine niedererschütternde Kontroverse gerüstet hatten, ließen ihrem Hohn und Spott den freiesten Spielraum. —

In seinem Studierzimmer, das ein Arsenal von Büchern, Folianten, Karten, Globen und vor allem von Manuskripten darstellte, saß Professor Leutner, nicht etwa am Schreibtisch, sondern an dem Bett seines todkranken Kindes. Auf seiner Befehl hatte die Wartefrau die Lagerstatt aus dem unvorteilhaft gelegenen Schlafgemach entfernt und hier inmitten seines geistigen Laboratoriums den im Sterben liegenden Körper des Kindes betten müssen. Der Arzt hatte einen Widerspruch nicht erhoben, hegte er doch die feste Ueberzeugung, daß das Leben des Kindes nicht mehr zu retten sei.

Die Jalousien waren herabgelassen, die Gardinen zusammengesteckt, sodaß das glanzvolle Tageslicht nur in leichtem Dämmerlicht durch die schmalen Öffnungen der Stäbe ins Zimmer drang. Weiße Teppiche machten jeden Schritt unhörbar, die gläsernen Behälter der Medikamente standen auf Filzdecken, der Mechanismus der sonst klangvoll tickenden Stuhluhr war ausgehehrt worden, und da sich auch draußen ein großer Park ausdehnte, so herrschte allenthalben ungestörte Ruhe. Auch der Professor, welcher etwas erkältet war und zum Husten gereizt, unterdrückte mit Selbstverleugnung jeden geräuschvollen Atemzug. Nur das blondlockige, wachsbliche Wesen dort in dem weißen Kissen unterbrach die Stille, bald durch eine zuckende, raschelnde Bewegung der schlaffen Arme, bald durch einen schmerzhaften Klagelaut. Mit angepauntester Aufmerksamkeit verfolgte der Professor jede Bewegung seines einzigen, heißgeliebten Töchterchens. Die Augen brannten ihm vor Schmerz — starr und unverwandt blickten sie auf das kostbarste Kleinod seines Lebens, auf das einzige Liebesopfer seiner vor Jahren ihm entrisenen Gattin, deren ganzes Ebenbild die kleine Eva war. Wie sie nun wieder so ruhig und friedlich dalag, das entzückend schöne Geschöpfchen, mit dem halbgeöffneten Mund, der die schönsten Perlen zeigte, mit der wunderbar weißen, von goldenen Haarwellen umfluteten Stirn und den leicht geschlossenen, durchsichtigen Auglidern, durch welche zwei dunkle, gen Himmel gerichtete Sterne schimmerten.

Der lang andauernde Ruhezustand des Kindes veretzte den Professor in eine martervolle Angst. War eine Krisis zum Besseren eingetreten? Schließ Eva, oder war sie schon entschlossen für alle Zeit? Sie lag da, so friedlich schön, als habe schon der Engel die Seele gelöst und den Scheidekuß auf die sterbliche Hülle gedrückt. Der Professor erhob sich, neigte sein Ohr dicht, ganz dicht an des Kindes Mund und horchte. Dann nahm er einen kleinen Spiegel, legte ihn auf die Lippen und prüfte ihn mit seinen Forscheraugen — die Glasfläche war von einem, wenn auch unendlich zarten Hauch überzogen. Ein plötzliches, leichtes Aufzucken und der schnell sich vollziehende Uebergang der frostigen Körpertemperatur in eine heftige Hitze bestätigten, daß Eva noch dem Leben angehörte. Die Krisis war eingetreten, ob zum Guten oder Schlechten, das lag bei Gott. Bei Gott! Der Professor zuckte zusammen. Dort auf dem Arbeitstische, auf den Stühlen lagen die Manuskripte und Kollegienhefte, in denen er sein Glaubensbekenntnis, den wissenschaftlichen Beweis für die Nichtexistenz Gottes, niedergelegt hatte. Theje reichte sich an Theje, Folgerung an Folgerung bis zu der letzten, mathematisch und logisch unerbittlichen: es giebt keinen Gott, keinen Schöpfer des Seienden aus dem Nichts, keinen Erhalter des Erschaffenen, keinen Zerstörer nach Grundgesetzen himmlischer Weisheit. Es giebt nur Kraft und Stoff, beide unendlich von aller Ewigkeit bis in alle Ewigkeit. Nur ein Moment konnte am Anfang sein, welches jedes weitere Moment bis in alle Zukunft mit Notwendigkeit bestimmte. Und deshalb mußte, nicht nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse, sondern mit Notwendigkeit, als Endwirkung einer unendlichen Ursachenkette, sein Weib sterben, deshalb mußte auch sein Kind von dannen gehen. Es gab keinen sich erbarmenden Gott, der so allmächtig wäre, die Fäden im Gewebe der Notwendigkeit zu verzerren nach den Herzenwünschen der Menschen. Das war Professor Leutners aus klaren Verstandeschlüssen gewonnene Ueberzeugung; ihn, den Mann der strikten Wissenschaft, behörte kein leerer Wahn und keine eitle Hoffnung. Und als noch am späten Abend der langjährige, befreundete Hausarzt mit zwei anderen Doktoren nach dem Kinde sahen und dann einstimmig meinten, nur ein Wunder könne Rettung bringen, entließ er sie mit stummer Miene und ergab sich in sein Schicksal.

Hinter einem Schirm war jetzt ein Nachtlicht entzündet, das oft aufklackernd gespinnste Schatten an den Wänden erzeugte. Geräuschlos ging der Professor auf und nieder, blieb zuweilen am Bett seines Kindes stehen und horchte auf die unruhigen Atemzüge der kleinen Brust. Seine Sinne waren überreizt, seine Gedanken sieberten, unwillkürlich legte er die Hand auf das Köpfchen dort im Kissen, streichelte die wirren Locken und stüßte zärtlich-irre Liebesworte. Ein durch diese Liebesworte veranlaßter kurzer Augenausschlag Evas traf ihn in die tiefste Seele.

„O, mein Gott!“ schrie er auf, „o — mein Gott, dürfte ich doch noch immer in dieses Augenpaar schauen!“

Er, der Professor Leutner, der Gottesleugner, hatte im Ansturm des allerärmlichsten Gefühls, der alles überwältigenden Vaterliebe Gott angerufen — Gott, den er sonst mit kalter Logik gelugnet! Ein furchtbarer Konflikt entstand in seiner Brust. Das Gemüt kämpfte einen gewaltigen Ringkampf mit dem Verstande. Was sollte siegen? Das Herz führte jetzt noch mächtigere Waffen, als der Kopf. Aber es galt hier nicht die Entscheidung, welches das stärkere Element sei, sondern wem die Palme der Wahrheit gebühre. Wäre der Professor auf seinem Katheder gewesen, dann wäre er sich des Rechtes in dieser Sache wohl bewußt gewesen. Wädelnden Mundes hätte er es als eine allbekannte, fast trivial gewordene Erkenntnis dargestellt, daß Herz und Kopf zwei titanenhafte Götzen seien, zwischen denen ein Zweikampf geradezu widerrechtlich sein würde, da ja beide Wesenheiten dieselbe Geltung besäßen — eine jede in ihrem Reich — und ein Krieg zwischen ihnen nur zur völligen Zerstörung beider führen könnte, oder zur zügellosen Despotie des steigenden Teils, während ein kluges, unnüßes Zusammenwirken, ein gegenseitiges Ergänzen beider Faktoren ein segensreiches Regiment der Seele ergeben müßte. Professor Leutner stand jetzt aber nicht als Philosoph über der Sache, sondern als Mensch innerhalb derselben; er überblickte nicht von einem neutralen Standpunkte die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz, sondern befand sich inmitten des heißen Kampfes. Es galt den Sieg des Lebens über den Tod zu

erringen — wie eine regungslose, starre Truppe standen dort die Formeln der Wissenschaft, wie eine freitbare, hoffnungsnutige Kämpferschar hier die Forderungen des Glaubens — der Professor befand sich zwischen ihnen, wie ein Stück Stahl zwischen zwei allgewaltigen Magneten, auch er fühlte, wie die gegenteilige Anziehungskraft seinen Körper durchkrampfte. Wohin sich wenden? Er hatte die Macht über sich verloren. Wenn es dennoch, trotz allem und allem, eine Vorsehung, ein gütiges Geschick, einen Gott gäbe?

„Gott — Gott — bist du da — kannst du helfen —?“ rief er jetzt, aus äußerster Erregung, mit bebender Stimme durch das Sterbegemach. „Kannst du mein Kind, mein einziges, heißgeliebtes Kind mir zum Leben retten — so gib mir ein Zeichen!“

Und des Kindes Augen öffneten sich, langsam, fragend, verwundert, und die bleichen Lippen öffneten sich ebenfalls wie zum Sprechen. Mit starrem, unverwandtem Blick, mit aufgehobenen Armen, halb vorgebeugt, regungslos beobachtet unter höchster seelischer Anspannung der Professor sein Kind. Das dauerte Sekunden, dann löst sich der schwere Bann, Evas Hände reckten sich empor, als wollten sie des Vaters Hals umschlingen, und der wachsbliche Mund, um den ein leises, trostreiches Lächeln spielt, bewegt sich flüsternd. Der bebende Kopf des alten Mannes neigt sich tiefer — nun ist sein Ohr ganz nahe ihren Lippen, nun hört er die befehlende Himmelsbotschaft: „Papa — lieber Papa — sei nicht traurig um mich — dein Euchen verläßt dich ja nicht — ich bleibe immer bei dir — komm — bete mit mir zum — lieben Gott — daß er mich bei dir läßt —“

Wie eine gefällte Eiche stürzt der Professor nieder auf seine Knie und umarmt, das Haupt zum Himmel erhoben, sein Kind. Es war gerettet — die Krisis überstanden. Eine gnadenvolle Erleuchtung kam über ihn, ein schwellendes Hoffen, ein starkes Glauben zog ein in seine Brust, und eine triumphierende Stimme rief: es giebt doch einen Gott!

Mitternacht war längst vorüber; die alte Wartefrau, welche sich um das Schicksal ihres kleinen Lieblings die Augen blutrot weinte, gönnte sich ein Viertelstündchen Halbschlummer. Die Atemzüge Evas wurden immer regelmäßiger und ruhiger. Nichtsdestoweniger wachte der besorgte Professor in väterlicher Treue mit gefalteten Händen und sandte unaufhörliche Gebete zu seinem wiedergefundenen Gott empor. Allmählich erweckte die andächtige Stille der Nacht die Bilder der Vergangenheit. Wechselnd zogen sie vor der Seele des Professors vorüber, und er verlor sich in ihre Betrachtung. Wie fromm hatte er als Kind noch an Gott geglaubt und in naiver Hingabe die Religion seiner Mutter geübt; dann aber kamen die Studienjahre, die Perioden des Zweifels und des Dranges nach Erkenntnis, der Sieg des Vernunftglaubens, der den Bibelglauben ertödete. Seinem jungen Weibe gegenüber, das er später heimführte, hielt er anfangs seine gewonnenen Ueberzeugungen geheim. Doch allmählich gab er auch ihr, die sein ganzes Dasein teilte, sein innerstes Bekenntnis kund und suchte sie zu seinen Anschauungen zu bekehren. Aber alle Versuche waren vergeblich. Mit leidenschaftlichem Aufwand von Bitten hatte sie ihren Gatten zu der Glaubenswelt ihres Herzens zurückzugewinnen gestrebt — vergebens! Und sie war still geworden und hatte nur die eine Bitte noch zu Gott und ihrem Gatten, daß die Seele des Kindes geschont bliebe! Sie selbst erkrankte unter dem Eiseshauch, der von dem gottfeindlichen Wesen ihres Gatten ausging — sie frankte schwerer und schwerer — bis zur völligen Auflösung! Die letzten Worte, die sie an den Vater ihres Kindes richtete, waren: „Schone unser Kind!“

Gab es eine Unsterblichkeit, konnte sein Weib herabschauen auf ihn, so sah sie jetzt ihren innigsten Wunsch erfüllt. Aber seine Lehre! Was war sie nun? Ein Phantom, ein Nichts! Sein System, dieses in allen seinen Teilen festverankerte und unlösliche in einandergefügte Gebäude — es war nur ein Kartenhaus auf schwankem Boden gewesen, das durch den Hauch eines Kindes in sich zusammenstürzte. Den Professor ergriff ein Eiseschauer. Sein Kind war gerettet — ja! Dafür aber war er selbst geopfert!

Nun gab es über der eisernen Notwendigkeit, nach welcher alles so kommen mußte, wie es kam, doch eine göttliche Gnade, die eine Ausnahme eintreten lassen konnte — es gab doch ein Erbarmen, das den klagenden Hilfeschrei eines Staubgeborenen erhörte? Furchtbarer Konflikt! Wer erlöste ihn davon? Nichts als der Tod! Ja, sterben — sterben — das war die einzige Rettung aus diesem Wirrsal! In diesem Augenblick vernahm er plötzlich ein krampfhaftes Aufschreien seines Kindes. Atemrändende Beklemmungen bemächtigten sich noch einmal des leidenden Körpers in so beängstigender Weise, daß der unglückliche Vater nun doch den letzten Todeskampf des Kindes vor Augen zu sehen vermeinte. Welch ein Moment! Minutenlang starrt er regungslos auf den kleinen Körper und erwartet von Augenblick zu Augenblick das Ende. Da klingt ein langgedehnter, furchtbar ergreifender Klagelaut winnend an sein Ohr — war das der letzte Lebenshauch, die wehevolle Sterbekunde, war es nun tot — tot — sein Kind? Riesengroß wuchs diese Gewißheit vor ihm auf und schien ihn erdrücken zu wollen. Das konnte der schwerkörperliche Mann nicht ertragen. In seinem Hirn zuckte es, kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn und, sich emporrassend, rief er den Namen der Wärterin, raste händerringend in seinem Studierzimmer umher, schlennderte die Skripturen, welche Gottes Dasein leugneten, umher, sie zerreißen und zerkrümelnd. Er schlug seine Stirn und hob die ineinander gekämpften sehnigen Hände zum Himmel empor, dann ward es schwarz vor seinen Augen, und bewußtlos sank er zu Boden — das Antlitz drückte sich in die Kissen des Bettes.

Als er wieder aus diesem Zustande erwachte, fühlte er ein weiches Händchen auf seinem gebeugten Haupte, wie es lieblosend durch die ergrauten Strähnen seines Haars strich, und hörte seines Kindes Stimme flüsternd: „Nicht weinen, Papachen — der liebe Gott wird mich schon wieder ganz gesund machen.“

War das im Fieberwahn gesprochen? Nein, denn auch die matterglänzenden Augen und der friedlich-lächelnde Mund bewiesen nur zu deutlich ein neuerstandenes Leben. Aufjubelnd vor Glück und Seligkeit warf sich der Professor über sein Kleinod, das er herzte und küßte und mit liebevoller Zärtlichkeit unklammernd an seine Brust drückte, als könne es ihm noch einmal entrisen werden. Zwei abgemagerte Armechen legten sich mit schwacher, doch hoffnungsvoller Lebenskraft um seinen Hals, und unter Thränen schluchzte der Professor im überquellenden Gefühl der Freude nur immer: „Mein Kind —

mein geliebtes Kind — ich habe dich wieder!“ Dann sich lösend aus der Umarmung, eilte er ans Fenster, öffnete die Jalousien und ließ den frischbelebenden Hauch der sommerwärmten Morgenluft ins Zimmer dringen.

Es war Sonntag geworden, und die Glocken der Kirchen begannen gerade symphonisch zu läuten. Zum erstenmal nach langen, langen Jahren verrichtete auch er, wie all die tausend anderen, sein Gebet; es war durchglüht von heißem Dank.

Noch am selbigen Tage war eine weitere Bekanntmachung an das schwarze Brett geheftet: „Professor Leutner bedauert, seine öffentliche Vorlesung in diesem Semester nicht wieder aufnehmen zu können, da er aus Gesundheitsrückichten sich gezwungen sieht, eine Reise nach dem Süden anzutreten.“

## Moderner Pessimismus.

Von August Niemann.

Nachdruck verboten

§ in witziger Kopf hat einmal gesagt, wer vergnügte Tage erleben wollte, müßte zu den Pessimisten nach Berlin gehen. Und es ist wirklich merkwürdig, wie diese Leute es treiben. Sie wohnen elegant, sie überarbeiten sich nicht, sie fahren oder reiten im Tiergarten spazieren, dinieren bei Dreffel oder Hiller, sitzen in den Premieren und machen bei alledem ein wehmütiges Gesicht, zucken die Achseln zu den Bestrebungen anderer Leute und sagen, es würde alle Tage schlechter in der Welt, das Leben sei des Anziehens und Ausziehens nicht wert. Diese Art der Anschauung wurde früher Blasphemie genannt, sie hat neuerdings den vornehmeren Namen Pessimismus erhalten, weil sie eine gewisse Ähnlichkeit, die aber hauptsächlich nur in den Redewendungen liegt, mit einer philosophischen Richtung hat, die tieferer Natur ist.

Dieser eigentliche Pessimismus, von dem der Pessimismus der Lebemänner und Modedamen nur eine Karikatur ist, besteht in der Erkenntnis der Vergänglichkeit alles Irdischen, der Unvollkommenheit der menschlichen Vernunft und der ewigen Schönheit der Idee. Er betrachtet das Dasein der sichtbaren Welt als den Sündenfall der Gottheit, das Leben als eine Buße und das Aufhören des Bewußtseins im Tode als die Erlösung.

Schopenhauer, der moderne Vertreter dieses Pessimismus, jagt von seiner Philosophie, sie sei recht eigentlich die Philosophie des Christentums, und er stellt sie in Gegensatz zum Optimismus, den er eine Gotteslästerung nennt, insofern dieser die Gottheit als den Schöpfer hinstelle, der von seiner Welt erklärt habe, sie sei gut.

Nun muß ich, wenn ich ganz bescheidenlich mit dem gesunden Menschenverstand an solche Behauptungen hinantrete, sagen, daß sie mir sehr gewagt, sehr lässig und ein wenig überspannt vorkommen. Meines Erachtens müssen wir Menschen zufrieden sein, wenn wir über uns selbst zu einiger richtiger Erkenntnis gekommen sind, was aber die Welt und Gott betrifft, da können wir doch mit unserm Urteil gar nicht vorzüglich genug sein. Wir sind verhältnismäßig so unbedeutende Mitglieder der Welt, es ist so wenig Rücksicht auf unsere Wünsche genommen, als wir geboren wurden, und wir sind so ohnmächtig bei der Entscheidung über unsern Tod, daß es mir anmaßend und lächerlich vorkommt, wenn wir darüber disputieren, ob Gott recht daran gethan habe, die Welt zu schaffen, ob die Welt ihm gut oder schlecht gelungen sei, oder ob etwa gar die Nichtexistenz der Welt vorzuziehen sei. Ich denke, es wäre vernünftiger, aus dem Wesen des Menschen, aus den Gesetzen seines Denkens, auf das zu schließen, was ihn sichtbar und unsichtbar umgiebt und beherrscht, diese Schlüsse aber alle unter der Voraussetzung zu ziehen, daß wir uns auch nicht irren. Denn Irren ist menschlich, und es ist doch seltsam, daß die Philosophen einander immer widersprechen, wie denn auch die Religionen gar nicht miteinander übereinstimmen.

Nun will ich freilich nicht behaupten, daß Schopenhauer nicht von der Betrachtung der menschlichen Natur ausgegangen sei und nicht aus den Gesetzen der menschlichen Vernunft auf Gott und Welt geschlossen habe, aber ich vermute doch, daß er dabei seine eigene Natur für normal gehalten und angenommen haben möchte, seine Vernunft wäre auch die aller anderen, nur bedeutend größer. Ich denke, er hat wohl in seiner Philosophie gewissermaßen eine intellektuelle Photographie seiner eigenen Persönlichkeit auf die Nachwelt verbracht. Diese Photographie aber zeigt uns einen Mann, der allerdings machtvollen Geistes ist, ein Riese unter hundert Millionen, der aber doch eine gewisse Ähnlichkeit mit den als Lebemänner und Modedamen umherwandellenden Karikaturen seiner selbst nicht verleugnen kann.

Lasse ich das Allergrößte, die Welterschöpfung und das Benehmen der Gottheit selbst als über menschlicher Kritik stehend beiseite, so sagt der Pessimist, daß das Leben an sich schon ein Unglück sei und wir besser nicht existierten. Das Unglück nämlich sei positiv, das Glück nur negativ. Wie der Bach nur dann Strudel zeige, wenn Steine seinen Lauf hemmten, sonst aber ruhig fließe, so werde das Glück im Leben gar nicht gespürt und nur das Unglück rege erst das Empfinden, nämlich den Schmerz auf. Deshalb beruhe alles Glück, wenn es überhaupt erscheine, nur in der Reflexion, die Teilnahme am Leben aber sei immer ein Schmerz, eine Enttäuschung. Der Augenblicke reiner Reflexion, wo also der Lebende nur Zuschauer werde, seien aber so außerordentlich wenige, daß sie wohl nur als Fingerzeige auf das Glück des Nichtseins betrachtet werden könnten.

Diese Ansicht ist nicht neu. Schon vor Sokrates haben griechische Philosophen die Meinung vertreten, das Glück läge allein in der Erkenntnis, und haben die Hedoniker bekämpft, die behaupteten, das Glück läge in der Lust. Sokrates entscheidet sich, wie die platonische Schrift Philebos darthut, für den Mittelweg und erklärt, daß das aus Lust und Erkenntnis gemischte Leben glücklich sei. Auch im Christentum finden sich Richtungen, die Schopenhauers Behauptung, er sei der Philosoph des Christentums, nicht ganz unbegründet erscheinen lassen. Wenigstens haben viele Kirchenväter und Heilige es so verstanden, daß alle Lust trügerisch sei, und daher stammten die strengen Mönchsorden und überhaupt alle Enthaltsamkeit und Askese in der Kirche, während andere wieder zur sokratischen Auffassung neigten und erlaubte, unschuldige Vergnügungen anerkennen wollten.

Sehen wir aber von Autoritäten ab und betrachten die



Sache ihrer inneren Natur nach, so finden wir, daß, wie Goethe sagt, eines sich nicht für alle schickt. Die Leute, die das Glück in der Erkenntnis allein oder hauptsächlich erblicken, möchten wohl ernste, nachdenkliche Charaktere und dabei dem Leben entfremdet, mißtrauisch und ungewandt sein. Die anderen aber sind die Thatkräftigen, muntere, gewandte, gutherzige, lebenslustige Leute. Und diese würden bei einem Leben, das Schopenhauer zusagte und das er sich ausgewählt hatte, höchst unglücklich werden und sich wie der Schuhu im Käfig vorfinden. Deshalb erscheint es doch wirklich so, als ob bei allem Unglück, das in der Welt ja gar nicht selten ist, die angeborene Natur für jeden einzelnen erst die Entscheidung über sein Leben fällt und zu bestimmen hätte, ob er glücklicher oder unglücklicher dahinpilgerte. Wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen, sagt der Psalmist, der auch seine pessimistischen Anwendungen gehabt hat; aber wirklich giebt es viele Menschen, deren ganzes Leben Mühe und Arbeit gewesen ist und die schließlich sterben, ohne die Lust kennen gelernt zu haben, von denen man aber doch nicht sagen kann, sie wären ohne positives Glück geblieben. Sie haben in harter Arbeit oder in gewinnreicher Arbeit ihr Leben verbracht und viele glückliche Stunden gehabt, weil ihre Arbeit sie befriedigte. Sie haben nach gar nichts anderem verlangt als nach ihrem Werkzeug, ihrem Bureau, ihrer Bibliothek oder ihrem Geldschrank. Mancher Bauer, mancher Beamte, mancher Gelehrte und mancher Millionär ist so dahingegangen. Das Glück sei nur negativ, jagen die Pessimisten. Und wenn ich einen rüstigen Mann betrachte, der durch das Gebirge schweift und abends heimkehrt, um am traulichen Herde mit gutem Appetit die Mahizeit zu verzehren, die sein geliebtes Weib ihm bereit hält, genießt der Mann nicht ein sehr wirkliches, ein sehr positives Glück, mitamt seiner Gattin? Gewährt die Luft, die, vom Geruche des Waldes und Feldes gesättigt, zu unseren Organen dringt, der Glanz der Sonne und das bewegte Farbenpiel des Himmels und der Erde, der Gesang der Vögel im Haine, der Anblick des gestirnten Firmaments kein positives Glück? Und noch viel mehr: die Stimme der Geliebten, ihr süßer Anblick, die Versicherung ihrer Zärtlichkeit, sollten nur ein negatives Glück sein? Das kann doch nur ein verbitterter Sonderling, ein im Zimmer schrumpfter Professor meinen. Ich denke, wer gesund ist, Geld besitzt und einen guten Verstand hat, der kann überall viel positives Glück genießen.

Aber freilich, auf die Augen, womit man sieht, auf die Ohren, womit man hört, darauf kommt es an. Deshalb giebt es so viele Menschen, deren Glücksumstände vorzüglich zu sein scheinen, die aber unglücklich sind, weil sie einen finstern Sinn haben. Und dann giebt es viele Menschen, die in einem falschen Beruf geraten sind, die nicht dort thätig sind, wo ihre Thätigkeit sie befriedigen würde. Und daß das möglich ist, daß überhaupt so unendlich viele Fälle eintreten, wo Menschen glücklich zerstört wird oder nicht zur Reife kommt, das giebt den Pessimisten guten Anlaß, sich in ihrer Anschauung zu bestärken. Deshalb wird der Vernünftige auch nicht den Optimisten zustimmen, die mit dem altherkömmlichen Sage, unsere Welt sei le meilleur des mondes possibles (die bestmögliche Welt), dem Schöpfer gewissermaßen zu Hilfe kommen und ihn verteidigen wollen. Derselbe berühmte Philosoph, Leibniz, von dem der Satz stammt, sprach dagegen ein anderes Wort, das Schopenhauer ebenso erbittert hat, wie jener Satz Voltaire dazu reizte, seinen Candide zu schreiben. Leibniz schrieb: „Das Böse gleicht der Finsternis, und nicht allein die Unwissenheit, sondern auch die Verirrung und die Bosheit bestehen eigentlich in einem gewissen Mangel: das Gute ist das Vollkommene.“ Und dieser Ansicht möchte ich vollständig zustimmen. Sowohl der Irrtum und die Bosheit, wie auch die Unwissenheit gleichen dem Nebel, der das Auge verhindert, das Gute deutlich zu erkennen und glücklich zu sein. Ein Mangel unserer Organisation hindert uns, das Glück vollständig zu genießen; je besser, je stärker im moralischen Sinne wir sind, desto mehr sind wir fähig, uns des Glücks zu erfreuen, dessen die Welt an sich voll ist. Der Furchtlose, Besonnene und Gütige schreiet wie ein Herr durch die Wirrjale und Mühen des Daseins. Nur, daß eben so wenige Menschen diese Geistesgröße besitzen und infolgedessen fast alle straucheln und Schaden nehmen, läßt den Irrtum fortdauern, das Glück sei überhaupt nicht positiver Natur, und verbindet sich mit der Anklage gegen den Welterschöpfer und Welterker, daß er die Menschen nicht vollkommen gemacht habe.

Diese Anklage wird der Vernünftige indessen als eine Ueberhebung zurückweisen und sich an das halten, was er zu beurteilen vermag. Und da wird er wohl zu dem Ergebnis kommen, daß, den Pessimismus als Philosophie aufgefacht, die Gründe gegen den Pessimismus schwerer wiegen, als die Gründe für ihn. Was aber den Pessimismus als Geistesrichtung der Zeit betrifft, also als Stimmung der Menge, die in die philosophische Begründung gar nicht einzudringen vermag, so wird der Vernünftige bedenken, daß die Menschenseele von Natur zur Reaktion neigt. Virgil dichtete seine Bukoliken während der Kriegsstürme, sein kriegerisches Epos unter des Augustus Friedensherrschaft. Tannhäuser sehnte sich auf der Wartburg zwar nach der Venus, im Venusberge aber nach dem Schmerz der Erde. Die Perioden friedlicher, glücklicher Entwicklung der Völker sind immer von weltwehmerlichen Stimmungen und frivoler Gemüthsart bei den Besitzenden begleitet gewesen. Es ist, als ob die Völker eines gewaltigen äußeren Drucks bedürften, um sich der Güter des innern Herzens recht lebendig zu erinnern.

Deutschland, der eigentliche Herd des Pessimismus, hat eine lange Epoche friedlicher Entwicklung hinter sich, die seit dem Sturze Napoleons 1815 nur durch wenige Kriege, die seine Machtentfaltung begünstigten, unterbrochen wurde. Seine Bevölkerung hat sich gewaltig vermehrt, und sein Reichthum ist bedeutend gewachsen. Gerade während dieser Blüthezeit hat der Teil des deutschen Volkes, der nicht mit den Händen arbeitet und somit Mühe hat, nachzudenken und sich mit Kunst und Wissenschaft zu beschäftigen, gegen die äußeren Verhältnisse reagiert und sich dem Weltschmerz zugeneigt. Diese Neigung drückt sich neuerdings im Pessimismus aus und zeigt sich öffentlich in der Vorliebe für eine bestimmte Art von Romanen, Theaterstücken und philosophischen Schriften, die einerseits den Jammer der Menschheit, andererseits die Lehre enthalten: carpe diem, genieße die Freuden des Augenblicks, laß uns heute leben, denn morgen sind wir tot!

Wenn aber diese Pessimisten, die schwermütige, gemüths-

tige Menge der Gebildeten, den Jammer der Menschheit recht ernstlich erfaßen wollten, so würden sie wohl, anstatt nur zu klagen und sich dabei zu amüsieren, hilfreiche Hand anlegen, um das Elend der Armen zu lindern. Damit aber würde ihr Pessimismus selbst verschwinden und der reinen Freude weichen, die der wackeren Thätigkeit und edlen Gesinnung entspringt. Wer andere glücklich macht, ist nicht mehr unglücklich.

## Nur Papier.

Von Marie Landmann.

Nachdruck verboten.

Die alle Welt belebende Kultur hatte sich allmählich auch nach Zehausen erstreckt, und die Kunst, aus buntem Florpapier die verschiedensten reizenden Dinge anzufertigen, bis in diesen stillen Winkel verpflanzt, ein wenig spät zwar, doch nicht zu spät, um begeisterte Anhängerinnen zu finden.

Luischen brachte die neue Mode aus der Hauptstadt mit, wo dieselbe schon geraume Zeit geblüht hatte; sie zeigte sich bewundernswürdig geschickt in der Verfertigung von Topfhüllen, Lampenschirmen und vor allen Dingen von Blumen, und da die junge Dame zwei Schwestern, sechs Cousinen und ein Dutzend Freundinnen hatte, die sämtlich ebenso gelehrt wie lernbegierig waren, so entfaltete ganz Zehausen sehr bald einen erstaunlichen Eifer in der Papierarbeit. Die Zimmer glänzten im Schmuck der verschiedensten papiernen Kunstwerke, und die jungen Damen trugen auf den Hüften, an den Ballkleidern und im Haar selbstverfertigte Blumen, die nicht nur ebenso schön, wie echte Pariser Erzeugnisse waren, sondern entschieden beinahe natürlicher ausjagen, als die eigenen Kinder Floras.

So war der Winter vergangen, und gegen Ostern wurde Tante Lotte erwartet. Diese von ihren zahlreichen Nichten schwärmerisch verehrte Tante war nicht aus Zehausen gebürtig, sondern durch ihre Heirat aus einer großen Stadt dorthin verpflanzt und in ihrer neuen Heimat in allen Dingen der Bildung, des Geschmacks und der guten Sitte geradezu tonangebend geworden, denn man ging in Zehausen „Tante Lotte“ oder „die Frau Käthin“ fragen, wie man im alten Griechenland nach Delphi gewallfahrtet war.

Seit Tante Lotte Witwe geworden, pflegte sie nur noch die schöne Jahreszeit in Zehausen, den Winter aber stets auswärtig zu verleben, und jetzt eben sollte sie von einem längern Aufenthalt in Italien nach Hause zurückkehren. Ganz Zehausen bestand sich in Aufregung, es war fast, als würde ein gekröntes Haupt erwartet. Im Kreise der Verwandten hielt man Beratungen, wie die Heimkehrende am würdigsten zu empfangen sei, und unter den Nichten der Frau Käthin, die — Luischen mitgerechnet — die klassische Zahl der Nischen erreichten, waren ganz besonders geheimnisvolle Vorbereitungen im Gange. Bei Luise, Minchen und Pinchen, welche drei die größten Zimmer ihr eigen nannten, war abwechselnd große Verammlung bis in die Nacht hinein, und wer am Schlüsselbuche hordchen wollte, der konnte, wenn das muntere Geplauder drin einmal stockte, ein sonderbares leises, aber andauerndes Geräusch hören, das nur Eingeweihte zu deuten wußten.

Unterdessen waren in Tante Lottens schöner Villa vor der Stadt auch viele Hände in Thätigkeit. Der Gärtner, der die Rosen aufdeckte, die Hecken beschneit und die Wege und Rasenplätze säuberte, konnte freilich nur die Spuren winterlicher Zerkümmertung beseitigen, ohne doch den Lenz herbeizuzaubern, denn vorläufig war nur an einigen vorwichtigen Stachelbeersträuchern etwas Grünes zu sehen und von Blumen noch nicht die Rede. Drinnen im Hause war die alte Köchin Marianne, mit dem Diener August zur Seite und unterstützt von einem Heer von Schenkerinnen, beschäftigt, jeden Winkel zu säubern, die Hüllen von Möbeln und Bildern zu entfernen und das Haus vom Boden bis zum Keller für den Empfang der Herrin würdig herzurichten.

Als sie fertig war, kamen die jungen Damen, inspierten, was geübt war, wozu Marianne natürlich kein sehr holdseliges Gesicht machte, und hantierten darauf lange und heimlich hinter verschlossenen Thüren. Es war beinahe dunkel, als sie fortgingen, und noch an demselben Abend wurde Tante Lotte erwartet.

Sie kam inkognito wie immer, d. h. nur August durfte sie vom Bahnhof abholen, und sie verlebte den ersten Abend allein mit ihren alten treuen Dienstknechten, den beiden ältesten Hültern des Hauses Zurückgebliebenen und der mit ihr heimgekehrten Amalie, die halb Kammerfrau, halb ihre Freundin und Gesellschafterin, ihr unentbehrlich geworden war und sie auf allen ihren Reisen begleitete. Erst am nächsten Tage pflegte dann die feierliche Begrüßung der Verwandten stattzufinden.

Dies verlief nun programmäßig, wie in jedem Jahre. Wie immer waren alle Räume des Hauses festlich erleuchtet, und eine Guirlande von Tannenzweigen, in welcher oben ein großes „Willkommen“ prangte, umzog die Thür, über deren Schwelle Tante Lotte nun mit dem wohligen Gefühl des Zuhauseseins den Fuß setzte. Sie trat in den geräumigen Vorjaal, und hier empfing sie die alte Köchin, indem sie ihr vor Freude fast weinend einen kleinen Strauß Schneeglöckchen überreichte.

„De ahlen Dinger wolln parluh noch nich rauskommen,“ sagte sie dabei, „un de Freileis soan ja, se sein od gar ze munpern. Aber gelt auch, Jhnen frein sie doch, Frau Käthin?“

Tante Lotte drückte gerührt die raue Hand, aus der sie die Blumen nahm, und schritt, von Amalie gefolgt, in das Wohnzimmer, dessen Flügelthüren August vor ihr öffnete. Heller Lichterglanz strahlte ihr entgegen. Sie that einen Schritt vorwärts und blieb nach dem ersten Umblick in den lieben und vertrauten Räumen betreten stehen. Amalie, die hinter ihr stand, hob die Hände auf und sagte: „Reizend!“

Die große Hängelampe in der Mitte des Zimmers trug einen Riesenschirm von zierlich gefalteten rosa Papier, über den ein Zweig von verschiedenfarbigen Rosen herabhing. Vor den beiden Lampen, die auf den Seitentischen brannten, waren Lichtschirme in Form von Balletttänzerinnen besetzt. Am das große Bild des seligen Herrn Kommerzienrats schlang sich ein Kranz von Nelken und Bergkristallen, und Gewinde weißer und farbiger Schneeballen fielen als anmutige Gehänge von den Falten der Gardinen und Portieren nieder. Neben dem Pfeiler-Spiegel lehnten schief mannshohe Blumenzweige, roter Mohn von märchenhaftem Umfange auf der einen, gelbe Sonnenblumen an der andern Seite, und als Tante Lotte etwas betäubt an

ihren Schreibtisch trat und zu der Wüste ihres Lieblings, des Korbweberschen Apoll, aufblickte, senkte sie gleich wieder erschrocken die Augen: die göttliche Stirn trug einen dichten Kranz von roten und weißen Papierrosen.

Tante Lotte wandte sich nun der Thüre zu und durchschritt den gleichfalls erleuchteten Salon, wo in diskreter Verwendung Blumenzweige über ihren erlesenen Gemälden nicken oder sich hier und da als Umrahmung um ein Reliefmedaillon schlangen, und zwischen den Blättern der Fächerpalme hervor große Schneeballen in malerischer Anordnung leuchteten. Sie trat in das Speisezimmer und setzte sich mit Amalie zu Tisch, aber sie that den heimischen Lieblingsgerichten, die Marianne ihr vorsetzte, nicht die gewohnte Ehre an; denn ihre Blicke hingen an dem Lampenschirm, der hier in grüner Ausführung mit weißen Nelken das Licht der Lampe dämpfte, und wenn sie die Augen davon wegwandte, so fielen sie auf den Raminims. Dort standen zwei schöne antike Bronzefüßen, und in jeder derselben prangte ein hoher bunter Blumenstrauß.

„Sie können sich's gar nicht denken, meine jungen Damen,“ erzählte am nächsten Tage Fräulein Amalie den lauschenden Nichten, „wie entzückt die gnädige Frau gewesen ist. Wirklich ganz begeistert, sage ich Ihnen! Kein Wort hat sie gesprochen und nur immer hingesehen, gerade wie damals in Rom. Ich kenne das, denn wenn die Frau Käthin ganz verstummt, das ist immer bei ihr das Höchste!“

Früher und einsilbiger als gewöhnlich begab sich Tante Lotte in ihr Schlafzimmer, wo ein Kranz von Rosen und Weissen den Spiegel umzog und die verschiedensten Blumen die Vasen auf dem Toiletentisch füllten. Eine einzige kleine Vase war leer geblieben, und in diese setzte Tante Lotte Mariannens Schneeglöckchen. Ein eigentümliches Lächeln umspielte dabei ihre Lippen.

Am andern Morgen harteten ihrer noch einige Ueberraschungen. Sie entdeckte an verschiedenen passenden Stellen des Wohnzimmers Fächer, die mit Blumen verziert waren, und am Fenster, an dem ihr Nähtisch stand, eine ganze Reihe von künstlichen Hyacinthen in Töpfen, um welche zierliche Papierhüllen gefaltet und mit passenden farbigen Klaskleifen festgebunden waren.

„Ach, wie nett!“ sagte Amalie, die sich schon so sehr in Anrufen des Entzückens erschöpft hatte, daß ihr Wortschatz zu versagen begann.

Tante Lotte aber schüttelte den Kopf. Ihre Miene wäre schwer zu deuten gewesen!

Am ersten Tage, den die Tante unbeschränkt zu ihrer eigenen Verfügung hatte, waren alle Nichten bei ihr zum Kaffeeladen. Sie verteilte die Geschenke, die sie mitgebracht hatte: Schmuckstücken aus Goldsilber, Korallenkette und Mosaikarbeiten, alles so schön und kostbar und dabei so liebevoll ausgewählt, wie es eben nur aus Tante Lottens Händen kommen konnte. Sie ließ eine Weile den Dank der entzückten Mädchen über sich ergehen, dann that sie ihnen Einhalt, indem sie lächelnd sagte: „Auch ich habe euch zu danken, ihr lieben Mädchen, die ihr so fleißig gearbeitet habt, um mich zu erfreuen. Ihr wolltet mich gewiß den italienischen Frühling nicht zu sehr vermissen lassen. Aber was werdet ihr sagen, wenn ich an meinen Dank gleich eine Bitte knüpfe?“

Und nun offenbarte sie den beglückten Ansehenden, daß sie noch weitere Erzeugnisse ihrer neuerworbenen Kunstfertigkeit zu haben wünschte, und daß sie deshalb für einige Zeit jeden Nachmittag zu ihr kommen möchten.

Das war eine entzückende Aussicht für die guten Kinder! Minchen und Pinchen drückten sich unter dem Tisch die Hände, und Luise konnte es nicht unterlassen, in ihrer Freude die gute Tante herhaft zu küssen. Als es nun aber an die Ausführung des Vorhabens ging, übertraf die Wirklichkeit doch selbst die kühnsten Erwartungen.

War es an sich schon wönig, jeden Nachmittag zum Kaffeeladen zu Tante Lotte kommen zu dürfen, so wurde dieses Glück durch die begleitenden Umstände noch erhöht, denn es gab nicht nur jedesmal Schlaghahne mit Kuchen, sondern später noch eine auserlesene süße Speise oder herrliche Süßbrühe, und mehr als einmal mußten sie zum Abendbrot und darüber hinaus bis zur Schlafenszeit bleiben.

Es war merkwürdig, wie viele Papierblumen Tante Lotte machen ließ. Um schneller vorwärts zu kommen, wurde eine ganz fabrikmäßige Arbeitsteilung eingeführt. Minchen und Pinchen drehten die Blätter der Schneeballen mit inermüden Fingern, Anna und Bertha „knäufelten“ das Papier, Gertrud und Veronika schnitten Rosenblätter zu, und Luise hatte sich die Zusammenstellung vorbehalten.

Bei diesem emsigen Fleiße flogen dann die Stunden, und Tante Lotte erzählte so viel Interessantes von ihren Reisen, daß niemand an Langeweile denken konnte.

Das ging so einige Wochen durch, und es war ein ganz herrliches Leben. Nur ganz, ganz im stillen wagten sich die intimsten Freundinnen in die Ohren zu flüstern, daß allmählich — ja, wie sollte man es denn nur sagen? — daß die Sache doch auf die Dauer etwas ermüdend würde. Minchen vertraute Pinchen heimlich an, daß es ihr gräßlich wäre, Schneeballen zu drehen, Anna und Bertha wurden von dem leisen Geräusch des durch die Hände „geknaufelten“ Papiers ganz nervös, und Luischen begriff nicht mehr, wie sie einst an papiernen Lampenschirmen und Blumensträußen hatte Gefallen finden können.

Und eines Tages fiel Luise als die Mutigste der Frau Käthin um den Hals und sagte: „Liebe gute Tante Lotte, wir wollen gewiß gern alles für dich thun, nur laß uns nicht mehr die alten greulichen Papierdinger machen!“

Da war der Damm gebrochen, und auch die Jüngsten und Schüchternsten faßten sich ein Herz und riefen: „Ja, Tante, laß uns aufhören, wir können kein Florpapier mehr sehen!“

„Wenn ihr durchaus wollt, Kinder!“

Tante Lotte sprach es in resigniertem Tone, aber ein feines Lächeln umspielte dabei ihren Mund, und aus ihren Augen blickte das schalkhafte Leuchten, das ihr so reizend stand. „Liebste, beste Tante Lotte!“ riefen die jubelnden Mädchenstimmen durcheinander. „Und nicht wahr, wir dürfen jetzt auch alle Papierblumen aus deinen hübschen Stuben wegnehmen und ins Feuer werfen?“

Seitdem wurde in Zehausen nicht mehr „in Papier“ gearbeitet.



## Ein Stiefkind unserer Zeit.

Eine Weihnachtsgeschichte von Gustav Dahms.

(Hierzu das Bild „Einsame Weihnachten“.)

Nachdruck verboten.

In heller, klarer, scheidend kalter Wintertag. Unter den Tritten der Fußgänger knirscht der Schnee, der wie ein großes, weißes Tuch über die Erde gebreitet ist. Ungeachtet der grimmigen Kälte herrscht ein reger Verkehr in den Straßen Berlins: es ist der 24. Dezember, und alle Bureaux und Geschäftsräume sind seit heute mittag geschlossen. Geschäftig eilen überall paketbeladene Menschen durch die Verkehrsstraßen ihren Wohnungen zu. Im Centrum und im Westen der Großstadt ist der Verkehr besonders stark; dort, wo die Begüterten wohnen, die heute reiche Einkäufe machen können, wimmelt es von hastenden, drängenden, ungeduldig vorwärts eilenden Menschen.

Um so stiller ist's in den Vorstädten. Hier, wo das Glend wohnt, fehlen die Käufer, stehen die Läden leer, bleibt die Weihnachtsfreude aus; hier fühlt die arme Witwe heute mit verstärkter Bitterkeit in sich aufsteigen, was das ganze Jahr über in ihrem Herzen schlief: Neid und Mißgunst gegen die Besitzenden, herbe Qual der eigenen Not und Entbehrung. Wie trübselig sieht es in diesen vernachlässigten Häusern, in diesen unwohnlich öden Zimmern aus! Still und stumm sitzen selbst die Kinder da in den dürftigen Räumen, denn kein Christbaum, keine Festgabe kann ihnen beschert werden. Macht sich doch gerade im harten Winter die Not am stärksten fühlbar!

An der Ecke eines Platzes, ganz im Nordosten der Stadt, stehen zwei ungleiche Häuser einander gegenüber; das eine hoch, prächtig ausgebaut, mit großen Spiegelscheiben — Besitzum eines begüterten Kaufmanns und Großindustriellen; das andere, langgestreckte Gebäude alt, unsauber, mit niedrigen Fenstern — der Typus der modernen Mietskasernen! Vor letzterem Hause balgen sich ein paar, trotz der Kälte nur leicht und ärmlich bekleidete Knaben; von dem schmutzigen Hofe her hört man die Musik der Armen, die Drehorgel, erklingen, die in schnarrenden Tönen die Marzellaise spielt! Im Hausflur sind die Wände mit allerhand Plakaten und Ankündigungs-schildern bedeckt.

„Frau Kolbe, Weißtädlerin, fünf Treppen links!“ steht an einem dieser Schilder, und gedankenvoll läßt die barmherzige Schwester, die eben in den Flur tritt, ihr Auge darüber hingleiten. „Fünf Treppen hoch gewohnt! Und nun fünf Fuß tief unter der Erde gebettet!“ denkt Schwester Martha, indem sie die Treppen emporsteigt. Auf dem Vorflur des obersten Stockwerkes trifft sie eine dralle Arbeiterfrau, die Nachbarin der vor vierzehn Tagen begrabenen Frau Kolbe.

„Ja habe man bloß mal nach dem Nechten jesehn,“ sagt

wie entschuldigend die Arbeiterfrau und deutet auf die Thür, an welcher der Name Kolbe steht.

„Und wie geht's der kleinen Kranken?“ fragt Schwester Martha und macht den Versuch, ihr ernstes pflichtstrenges Gesicht zu einem freundlichen Lächeln zu bewegen.

„Na, phantaisieren thut sie ja woll wieder, det kränkliche Ding, aber sie hat doch wenigstens 'n bißken jeseßen — immer'n jutes Zeichen! Un denn habe ich ihr ooch Thee jekocht.“

„Sie sind eine gute Frau,“ meint die Schwester und denkt still bei sich, wie doch die Armen sich verstehen und einander jederzeit helfen, ohne irgendwelchen Dank oder gar eine öffentliche Belobigung zu beanspruchen.

„Ach Jott, man hat doch 'n Herz,“ sagt die Frau einfach. „Na, un eenen kleinen Appel,“ fährt sie nach einer Pause fort, „habe ich ihr ooch dajelassen, sie hatte Appetit drauf — un et is doch heite Weihnachten!“

„Das hätten Sie freilich nicht thun sollen!“ sagt die Schwester streng, „jeder Diätfehler kann einen Rückschlag zur Folge haben und lebensgefährlich werden!“

„Ach Jott, der eine Weihnachtsappel wird ihr ja woll nich schaden,“ erwidert die Frau beschwichtigend. Und dann: „Aber nu muß ich jehn, mein Mann wird gleich von der Arbeit kommen.“ Damit geht die junge Frau.

Schwester Martha tritt in die Kolbesche Wohnung: eine niedrige Dachstube! Das einzige Fenster bietet Aussicht auf das gegenüberliegende stattliche Haus und die in der Ferne sichtbaren Türme. Höchst dürftig ist das Möblement: unter dem Fenster ein einfaches Bettgestell, davor ein rohes Tischchen, am Fußende ein Holzstuhl, daran zwei Krücken gelehnt, auf dem Fenstersims einige Medizinflaschen. Im Bett liegt ein blaßes, krankes Mädchen von etwa dreizehn Jahren.

Mit einem schwachen Lächeln richtet sich die kleine Marie Kolbe auf, als sie die Schwester Martha eintreten sieht. Ihr Erscheinen wirkt wie ein Sonnenstrahl, der zu dem verlassenem Geschöpfe dringt.

Sie ist nicht schön, die kleine lahme Marie, durch wochenlanges Nervenfieber sind ihre Kräfte aufgezehrt, sie sieht blaß und matt aus, aber sie hat gutherzige, treue Augen, und der Schmerzenszug in ihrem abgemagerten Gesicht erregt Teilnahme und Mitleid.

„Junnig begrüßt sie die Schwester, die jetzt an das Bett tritt und ihr die Hand reicht. Doch was ist das? Wie ein Schreck fliegt es plötzlich über das Gesicht der Schwester, und sie behält lange prüfend die kleine Hand in der ihrigen. Dann fragt sie still und gemessen nach dem Befinden der Kranken, reicht ihr die Medizin, ordnet das Bett und redet ihr gütlich zu. Sie solle nur ruhig liegen, es werde alles gut werden und zum Feste —

„Nicht wahr, heute abend ist Weihnachten?“ unterbricht die Kranke ihren Gedankengang.

Die Schwester nicht. Dann wendet sie sich zum Gehen; sie will zum Arzt, ihm den neuen Fieberausbruch, den Rückfall des typhösen Leidens mitteilen.

„Ach bitte, bleiben Sie, liebe Schwester,“ sagt die Kleine schüchtern, ihre Hand ergreifend. „Nur noch eine kleine Weile! Ich bin so verlassen, so mütterseelenallein!“

Die Schwester streichelt ihr sanft und teilnahmsvoll über das Gesicht. „Ein paar Minuten kann ich noch bleiben,“ sagt sie, „soll ich dir etwas vorlesen?“

Sie schlägt ein Buch auf, das sie der Verwaisten mitgebracht, um ihr eine jener althergebrachten Geschichten vorzulesen von edlen Menschenfreunden, die gerade am Weihnachtstage ihr Herz öffnen und zu den Armen gehen, sie zu beglücken.

„Ach — nicht diese Geschichte! Es kommt ja doch keiner,“ sagt die Kranke traurig.

Die Schwester blättert weiter in dem Buche. Sie liest eine andere Weihnachtsgeschichte von armen kranken Kindern und schönen Weihnachtsengeln mit goldenen Flügeln, die an diesem Tage auf die Erde herabsteigen und alle Thränen trocknen. Marie neigt sich wie lauschend zur Seite, aber sie hört nicht zu, sie weint. Die Erinnerung an ihre erste glückliche Kindheit, soweit sie sich deren zu erinnern vermag, überkommt sie mit brennendem Weh.

Schwester Martha meint, die Kleine sei eingeschlummert, sie verläßt eilig das Stübchen, um den Arzt aufzusuchen. Sie will dann wiederkommen, um den Abend über bei der Schwester zu bleiben.

Marie hat die geröteten, durchsichtigen Lider über die Augen sinken lassen. Aber sie schläft nicht. Und als Schwester Martha die Thür hinter sich geschlossen hat, richtet sie sich mit Gewalt auf und schaut durchs Fenster auf das gegenüberliegende Haus. Wie schön und prächtig es aussieht! Ja, dort werden gewiß emsige Vorbereitungen zum Christfest jetzt getroffen, fröhliche Kinder hüpfen aus einem Zimmer ins andere, während im großen Saale ein glückliches Elternpaar mit geheimnisvoller Wichtigkeit all die Herrlichkeiten ordnet und aufbaut, die heut die Herzen der Kleinen erfreuen werden. Ach! genau so war es auch bei ihren Eltern einst gewesen, damals als Papa und Mama noch in Großvaters schönem Hause wohnten. Und zum erstenmal erwacht so etwas wie Neid in dem kleinen Herzen der Vereinsamten, die immer und immer wieder nach drüben schauen, an ihre Kindheit zurückdenken muß und an die überreichen Bescherungen, die auch ihr einstmals zu teil wurden.

Ueberreich — ja das war's! Ihr Papa, Bosontär bei einem reichen Kaufmann, hatte dessen Tochter als Gattin heimgeführt. Eine Spekulationsheirat! Nach der Hochzeit gingen beiden Ehegatten die Augen auf: er hatte auf große Mitgift gerechnet und demgemäß, weit über seine Verhältnisse hinaus, ein großes Bankgeschäft errichtet; sie hatte seinem Blendwerk



Einsame Weihnachten. Gemälde von Baron von Saff.



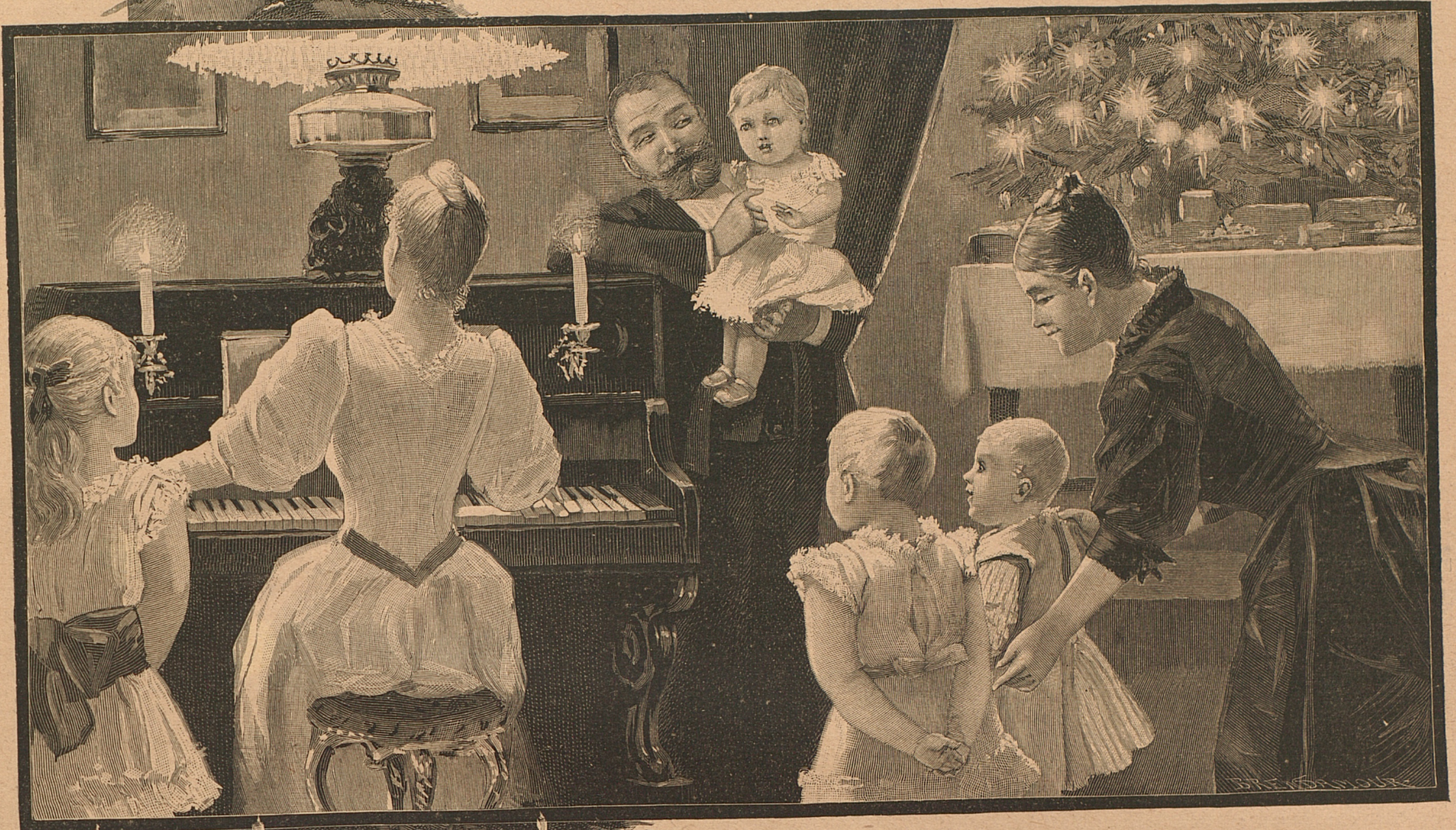


geglaubt. Welch' eine Beschämung für beide Teile, welcher tiefe Riß durch die Beziehungen zwischen Mann und Frau! Das innere Leben des Hauses war zerstört — so wurde denn ein äußerer Ersatz gesucht. Ein Leben in wildem Genuß und sinnlosem Brunt begann: Depots, die dem Bankier übergeben waren, wurden von ihm angegriffen, aber nicht wieder ersetzt. Die alte Geschichte! Eines Tages erfolgte der Krach: eine Denunziation wegen Unterschlagung, die Verhaftung des Verdächtigen; schließlich seine Verurteilung zu langjährigem Gefängnis!

Die Frau stand mit dem Kinde allein in der Welt, ihre Eltern waren vor Jahren gestorben. Was sollte sie jetzt anfangen? Wovon leben? Vergebens zermarterte sie ihr Hirn, um Hilfsquellen für ihre Existenz zu entdecken; vergebens musterte sie ihre Fähigkeiten und Talente, um zu finden, wo und wie diese zum Erwerb zu verwerten: ihre Kenntnisse erwiesen sich als unzureichend, ihre Talente als unentwickelt, zu praktischer Verwertung untauglich. Am meisten hoffte sie noch von ihrem Klavierspiel. Sie annoncierte und erbot sich zum Unterrichte. Aber sie hatte keine Energie den Schülerinnen gegenüber und absolut keine Erfahrung im Unterrichten. Bald war die Unzufriedenheit mit ihr allgemein. „Wie konnten Sie es wagen, sich als Lehrerin auszugeben!“ rief man ihr zu, als man sie wegen Unfähigkeit entließ. Trostlos, gramvoll zog sie sich zurück, gab diesen Erwerb auf. Aber sie konnte ja etwas zeichnen, wie sie denn von allem etwas gelernt hatte, nichts ordentlich und gründlich; sie war eben nur für die Ehe erzogen! Sie versuchte es mit Musterzeichnen für Geschäfte — vergebens! Es fehlte ihr jede Routine. Sie stieg noch eine soziale Stufe tiefer: sie wurde Stickerin, Näherin — neunzig Pfennig pro Tag! Sie scheute nicht die elendest bezahlte Fabrikarbeit, um sich und ihr Kind ehrlich durch die Welt zu bringen. Welch' ein gequältes, aufreibendes, hoffnungsarmes Leben!

Oft fehlte es an dem Nötigsten, und besonders im Winter an Holz und Kohlen, sodaß Mutter und Kind im elenden Dachstübchen unter dem Frost litten.

Dazu kam ein anderes schweres Unglück: Marie war die Zeit über, wo Mama Stunden gab oder für Geschäfte arbeitete, sich selbst überlassen; und eines Tages, als das Kind auf der



Straße spielte, wurde es überfahren und trug eine Lähmung davon. „Es wird schon wieder werden mit dir, Liebling,“ sagte die Mutter, „du wirst wieder ganz gesund werden!“ und setzte innerlich flehend hinzu: „O Gott, alles, alles — nur keine Krankheit!“

Es war Ende November an einem regnerischen, kalten Tage, als Frau Kolbe mit ihrem großen Paket die Wohnung verließ, um die Arbeit an das Geschäft abzuliefern. Als sie mehrere Stunden später nach Hause kam, fühlte sie sich sehr unwohl, furchtbar matt, der Kopf und alle Glieder thaten ihr weh. Aber es wird bald vorübergehen, dachte, hoffte sie. Sie zündete die Lampe an, doch es war ihr nicht möglich, zu arbeiten, ihre Hände glühten, alles flimmerte ihr vor Augen. Sie legte sich also zeitig zu Bett. Es wird vorübergehen, hoffte sie wieder und löschte die Lampe.

In der Nacht erwachte die kleine Marie. Hatte die Mutter sie gerufen? Sie setzte sich im Bett auf und horchte. Ja, es war ihre Mutter, die da sprach; aber so abgerissene, unverständliche Worte! Das Kind zündete das Licht an und schlich mühsam an das Bett der Mutter.

Die arme Marie erschraf: sie hatte noch nie eine Schwerkrante gesehen, noch nie Fieberphantasien gehört. Ihr ward so ängstlich zu Mute. Sie schüttelte die Hand der Mutter: „Was ist dir, Mama?“ Keine Antwort. Jetzt fürchtete sie sich vor ihrer Mutter, die sich fiebergelbend mit geistesabwesenden Augen im Bette umherwarf.

Langsam schlich Marie in ihr Bett zurück und fing bitterlich an zu weinen, bis die Erschöpfung endlich der Schlummer umfing. Sie schloß den festen Schlaf des Kindes bis zum Morgen. Erst als sie beim Erwachen die Mutter noch im Bett sah mit denselben glänzenden Augen, den brennenden Lippen und geröteten Wangen, da fiel ihr die Begebenheit der Nacht ein. Schnell zog sie sich an und humpelte zur Nachbarin hinüber, die ihr schon öfter Strümpfe zum Stricken und andere Arbeit gebracht hatte. Sie bat die gute Frau, sie möge doch mal herüberkommen und nach der Mutter sehen.

Die brave Frau ging nach der Sanitätswache, den Arzt zu holen. Er konstatierte Typhus, verordnete das Nötige, insbesondere sorgsame Ueberwachung und Pflege, und teilte der Hauswirtin den Fall mit: man könne die Kranke unmöglich hilflos liegen lassen! Die Hauswirtin war eine mitleidige vernünftige Frau, sie schrieb an eine Diakonissenanstalt und bat, eine barmherzige Schwester zu senden. Schwester Martha kam. Sie war eine unermüdliche Pflegerin. Aber hier konnte die beste Pflege nicht mehr helfen; die Kranke war infolge der letzten fünf schweren Jahre zu entkräftet, ihr Körper zu wenig widerstandsfähig. Sie erlag dem Fieber am siebenten Tage.

Dies traurige Begräbnis der unglücklichen Frau! Nicht einmal ihr Kind begleitete sie auf dem letzten Gange. Marie war angesteckt und lag jetzt selbst in heftigem Fieber. Als die Mutter starb und in die Leichenhalle fortgeschafft wurde, war Marie völlig besinnungslos. Sie wußte nichts von dem, was um sie vorging. Und die Leute im Hause gaben kaum darauf acht: ein Opfer des Kampfes ums Dasein mehr oder weniger,

Fröhliche Weihnachten.  
Originalzeichnung von Rudi Rother.



wer fragt danach in der Großstadt! Frau Kolbe war bald vergehen.

Viele Tage lang lag ihr fieberndes Kind gefährlich da-nieder. Aber dieses arme Geschöpf sollte nicht auf einen Schnitt des Sersennmannes fallen, sondern langsam dahinschwimmen und vergehen, wie eine Blume, die weß wird und verdorrt.

Wochen vergingen, aber Marie genas endlich, sie wurde sieberfrei, doch sie vermochte gar nicht recht zu sich zu kommen, sie war gar zu schwächlich!

Was sollte aber jetzt aus ihr werden! Arm, gelähmt, verwaist — ein rechtes Stiefkind unserer Zeit! Kein Helfer, kein Besorger war für sie da, die unmittelbare Zukunft lag hoffnungslos vor ihr. Wohl kehrte in drei Jahren der Vater aus dem Gefängnis zurück — aber bis dahin, bis dahin! Und selbst wenn sie inzwischen nicht von Elend, Entbehrung und Sied-tum hingerafft war, wach ein Dasein stand ihr an der Seite des für das Leben gebrochenen, ihr innerlich wie äußerlich entfremdeten Vaters in Aussicht! —

Solche Gedanken waren es, die Schwester Martha be-wegten, als sie am Nachmittag wiederkam.

Sie fand die Kranke viel schwächer als am Mittag. Der Arzt war dagewesen und hatte gegen das hochgradige Fieber etwas verordnet. Sie reichte der Kleinen wieder die Medizin; die Kranke murmelte einige unverständliche Worte und sank müde und kraftlos in die Kissen zurück.

Ernstes Blickes steht Schwester Martha neben dem Bett und betrachtet die Kleine: sie kennt die Veränderung, die jetzt in den Zügen der Schwerkranken vorgeht — sie hat schon viele Menschen sterben sehen! Die Augen des Kindes werden so starr, das Gesicht so fahl, die Pulschläge langsamer, schwä-cher. Drüben in dem Hause flammen die Kerzen des Weih-nachtsbaumes auf. Da richtet Marie sich ein wenig empor, zuckt ein-, zweimal zusammen, der ganze Körper reckt sich, noch einmal zuckt es durch den kleinen Leib, dann sinkt sie entsenkt zurück. Von drüben ertönt der Gesang der Kinder: „Stille Nacht, heilige Nacht!“

Sinnend sitzt Schwester Martha vor dem Totenbett. Die Nachbarsfrau kommt, sie bringt Thee und auch ein Stückchen Pfefferkuchen.

„Nicht mehr nötig,“ winkt die Schwester abwehrend. „Was? Sie ist tot?“ ruft die Frau erschrocken, „und grade am Weihnachtsabend — armes Kind!“

„Nein, es ist so am besten,“ sagt Schwester Martha, „sie war ein Stiefkind auf Erden und ist nun heimgelehrt zu ihrem rechten Vater, der wohl weiß, warum er sie zu sich gerufen.“

### Weihnachtsfeier bei verschiedenen Völkern.

Von Friedrich von Hellwald.

Nachdruck verboten.

Seine Festzeit im ganzen Jahre trägt einen strenger christlichen Charakter, als die feierliche Weihnachtszeit, welche die Erinnerung festhält, daß der Heiland das Licht der Welt erblickt habe. Meist macht der Winter sich schon fühlbar, oft deckt tiefer Schnee die Häuser und Felder, und man würde meinen, alles sei abgehorben. Wie christlich diese Zeit sich auch anfühlt, so wollen wir doch nicht vergessen, daß der eigent-lichen Feier überall ein älterer, in die Heidenzeit zurückgreifen-der Kult zu Grunde liegt, der freilich durch den jüngeren Christenmythos so stark und fein überdeckt ist, daß er erst einer genaueren, schärferen Prüfung sich offenbart. Ueber die jährliche Epoche des Christfestes, den 25. Dezember, besteht heute kein Streit mehr, doch war dem nicht immer so. Seit dem Ende des ersten Jahrhunderts, wo die Christen zum erstenmale wagten, die Geburt des Heilandes in feierlicher Weise zu begehen, wo sie ihren Kult unter dem tollen Gepränge und den Ausschweifungen der Saturnalien verbargen, sind über das Fest mancherlei Wechselfälle hingegangen, ist über sein Datum mancher harte Strauß gefochten worden. Noch im Jahre 1722 hatte das Jesuitenkollegium von dem Streite wieder, der sich in seinem Schoße über diese Frage entsponnen hatte. Auch über den Namen des Festes herrschte erst wenig Uebereinstimmung. Es wurde bald Epiphania, die Offenbarung, bald Theophania, die göttliche Offenbarung, sodann „Tag der Lichter“ genannt, und um besser auszudrücken, daß es das Fest der Feste sei, belegten es ältere Führer der Kirche mit der Bezeichnung „Muttertag aller Feste“.

Blicken wir nun auf die heute übliche Christfeier, so zeigt sich dabei in England mancherlei, das sicherlich germanischen Ursprungs ist. Nur die schottischen Presbyterianer feiern das Weihnachtsfest gar nicht, weil sie „christmas“ als papistischen Ursprungs ansehen. Auch in den benachbarten englischen Graf-schaften Northumberland und Durham, sowie in einigen an-deren wird Christmas aus demselben Grunde nur teilweise und von einzelnen begangen, und weil überhaupt die dortige Bevölkerung in ihrer Abstammung nicht dieselbe ist, wie im übrigen England. Im allgemeinen ist aber Christmas die Jahreszeit des Mummenjanzes, denn Vermummungen und Maskeraden waren stets eine beliebte Kurzweil um Weih-nachten. Vor alters wechselten Männer und Frauen ihre Anzüge und gingen also verkleidet zu ihren Nachbarn, setzten sich mit ihnen an den Christmastisch und trieben allerlei Schwänke. In Northumberland werden kurz vor Weihnachten ungeheure Laibe von gewürztem Brot gebacken und kleine Kuchen in Gestalt eines Kindes mit gefalteten Armen ver-fertigt und an Kinder, sowie an vertraute Freunde verteilt. Man nennt sie „yule doos“, unverkennbar im Ursprung eine Nachbildung des Jesuskinds und mit den festländischen Leb-tuchenmännchen verwandt. Sonst besteht im nördlichen Eng-land auch die Sitte der nächtlichen Musikständchen während der letzten drei Wochen vor Weihnachten, und eine andere Festsitte, in den Bergwerksbezirken und früher allgemeiner beobachtet als heute, ist der Schwertanz, eine Sitte so alt wie die Eroberung Britanniens durch die Römer, d. h. sechzehn- bis siebzehn-hundert Jahre.

Von dem deutschen Weihnachtsfeste will ich nicht viel sagen, es ist ja bekannt genug. Gekennzeichnend wird es da-durch, daß die Hauptfeier auf Weihnachtsabend, den 24. De-zember, verlegt und dann ein mehr oder minder reich ge-schmückter Baum mit den Gaben für die Beteiligten aufgestellt wird. In den katholischen Familien Lothringens vertritt die Stelle des Weihnachtsfestes jenes des heiligen Nikolaus

(6. Dezember), ganz besonders ein Kinderfest, das auch in anderen Gegenden, namentlich in Deutsch-Oesterreich, und zwar nebst dem Weihnachtsabende, begangen wird. Im Elsaß er-scheint zu Weihnachten das Christkindchen selbst, begleitet von Hansstrapp — in Oesterreich Krampus geheiß — der die bösen Buben prügelt. Der Christbaum ist jedoch nur für Kinder aufgebaut. In Tirol vergehen, wie Ludwig von Hörmann erzählt, die paar Tage von Thomas bis Weih-nachten mit Vorbereitungen auf das heilige Fest. Die Dirnen setzen ihren Stolz darein, alle Gerätschaften zu säubern, Stubenboden, Tische und Bänke, sowie das ganze Haus blank zu fegen und das Kupfer und Messing des Küchengehirrs glänzend zu putzen. Am heiligen Abend, der zugleich die erste der drei Nachnächte ist, giebt es überall zum Nachtmahl Schmalzkräpfn. Während der paar Stunden bis zur Mette, zu der man um elf Uhr aufbricht, bleiben alle in der Stube versammelt, mit dem Erzählen alter Geschichten und Sagen beschäftigt. Die Phantasie des Volkes im Bunde mit un-verstandenen Nachklängen aus längst verjunctener Heidenzeit hat deren in Hülle und Fülle hervorgebracht. In der heiligen Nacht blühen dem glücklichen Sonntagskinde vergrabene Schätze; die Wünschelrute, die Springwurzel, die alle Schlösser und Niegel öffnet, der Farnjame, der das Geld unverfälscht macht, können zur Mitternachtsstunde gewonnen werden. Doch den Frieden der heiligen Nacht zu stören ist ein frevelhaftes Wagnis, das niemals gut ausfällt, und so hält denn die Schen jeden zurück, durch eines der zahlreichen Drafel die Zu-kunft zu erforschen. Der hochheilige Weihnachtstag selbst wird in vollkommener Ruhe zugebracht, nur dem Magen wird an solch einem „Hauptfesttage“ ungewöhnlich viel zugemutet, und die Zahl der Knödel, Kucheln, Kräpfn u. s. w. geht oft wirk-lich ins Fabelhafte.

Nirgends sind Kirchenfeste so deutlich ausgeprägt, wie auf dem Lande, wo die alten Gebräuche sich ursprünglicher erhalten und die Leute die überkommenen Sitten ihrer Vorfahren, so gut es geht, weiterzuführen suchen. So bieten die abgeschlossenen Alpenländer der österreichischen Gebirgsländer und Oberbayerns noch ein reiches Feld, insbesondere an den in den österröchi-schen Alpen verbreiteten Volksliedern, welche mit weiteren Ge-bräuchen zusammenhängen und an bestimmten Festtagen noch immer üblich sind. Dahin gehören in erster Linie die Weih-nachts-, Hirten- oder Kruppenlieder, die in Tirol wie in Salz-burg, in Kärnten und Oberösterreich wie in Steiermark und Niederösterreich heute noch vielfach üblich sind und jedenfalls zu den wertvollsten alten Aeußerungen der Denkungsart des Volkes über das Christfest und die Geburt des Heilandes ge-hören. Die Verfasser dieser Weihnachtslieder, welche Dr. Anton Schloffer in Steiermark glücklich gesammelt hat, kennt man nicht, sie sind aber jedenfalls sehr alt, wie einzelne veraltete Ausdrücke in denselben nachweisen, die selbst im Dialekte heut-zutage nicht mehr vorzukommen pflegen. Merkwürdigerweise werden im nördlichen Deutschland auf heutzutage streng pro-testantischem Gebiete manche solcher Lieder gesungen, welche mit den in den katholischen Alpenländern Oesterreichs üblichen sich in Inhalt und Form übereinstimmend aufweisen, ja oft reine Uebersetzungen aus dem einen Dialekte in den andern zu sein scheinen. Schon dieser Umstand dürfte auf das Alter der Ge-sänge aus vorreformatorischer Zeit hinweisen. Fast alle wer-den zur Weihnachtszeit bis zum Dreikönigstage von Bauern-burichen, welche von Haus zu Haus gehen, gesungen; von den eigentlichen Hirtenliedern gilt dies nur für die Christ-nacht selbst, dafür aber werden sie hier und da in Dorfkirchen mit instrumentaler Begleitung, ja mitunter sogar in Art eines Melodramas vorgetragen, was in Steiermark ziemlich allge-mein gebräuchlich war. Diese Gesänge lassen einen tiefen Ein-blick in das Volksleben thun, sie zeigen den unverfälschten naiven Bauernhumor von seiner besten Seite, sie kennzeichnen die poetische Anschauung des Volkes von der Geburt und Persön-lichkeit des Heilandes, ja sie zeigen auch, wie wenig die häter-liche Denkweise im Laufe der Jahrhunderte sich verändert hat, und gehören jedenfalls zu ihren ursprünglichsten Produkten, bieten auch überaus beachtenswerte Beiträge für die Geschichte der Volkssprache. Manches dieser Weihnachts-Gesängsstücke ist in den österröchischen Alpenländern sehr beliebt und findet sich sowohl in den Gebirgsgegenden der beiden Erzherzogtümer Oesterreich als auch in Salzburg, in Kärnten und selbst in Tirol, nur in Kleinigkeiten mehr oder weniger verändert. In Steiermark findet man sie auf dem ganzen deutlichen Boden des Landes verbreitet. Aehnlichen Charakter wie die Weihnachtslieder im Dialekte des Oberlandes trägt auch eine Zahl solcher daselbst üblicher Gesänge in hochdeutscher Sprache an sich, und verschiedene derselben finden sich, wenn auch nicht ganz gleichlautend, auf deutschem Boden überall verbreitet, ja selbst in Dänemark und Schweden kommen solche Weihnachts-lieder vor, die in Text wie in Melodie mit den deutschen Ge-sängen auffallende Aehnlichkeiten aufweisen.

Und nun ein anderes Bild! Wir sind in Rom, steigen hinauf auf das Kapitöl und treten ein in die Kirche Ara Celi, das ist „Altar des Himmels“. In der Weihnachts- und Neujahrszeit hat diese Kirche sehr reichlichen Besuch, dem heiligen Bambino, dem aus Olivenholz von Gethsemane geschnittenen wunderthunenden Wickelkinde, zu Ehren, die um feinetwillen gehaltenen Predigten zu hören, die Prozession und die Segnung zu sehen, die er von der großen Kapitölstreppe aus allem Volke erteilt. Im majestätischen Mittelschiff in der Nähe der Westwand ist in der Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönigen eine kleine mit rotem Tuch verhängte Bühne aufgeschlagen, und jeden Nachmittag kann man fünf- bis achtjährige Knaben und Mädchen von hier aus predigen hören. Von den Eltern hinaufgehoben, fassen sie Posto, fangen, weit entfernt, besangen zu sein, unerschrocken mit ihrem quasta notte, mezza notte fu nato un bambino an, lassen ihre Stimme höher und höher anschwellen, gestieren theatralisch, freuen sich stolz über Beifalls-ruß und Klatschen der nach Hunderten und Tausenden zählenden Zuschauermenge und endigen mit einem heiligen buona festa, buon anno, Signori! Auch in Neapel übt die Christ-mette um Mitternacht im Dom von San Gennaro auf das gläubige Volk eine große Anziehungskraft. Der Toledo aber, die halbstundenlange, jetzt Via Roma genannte Hauptstraße, schreit und brüllt, preist singend seine Waren an, zankt und lacht — es giebt kaum in der Welt einen größeren, gewiß keinen bunteren und ganz sicher keinen lauterer Weihnachts-markt, als den von Neapel. Am Weihnachtsabend jedoch zieht sich auf etliche Stunden die Feier in die Häuser zurück, und nun verändert sich die Physiognomie der Straßen. Die Buden

verschwinden, und die lärmende, leuchtende, knallende Weih-nachtsfeier tritt in ihr Recht. Von den Balkonen flammst es empor. Kinder und Erwachsene lassen bengalische Lichter auf-leuchten und halten ihre Feuerwerkskörper, aus denen Raketen und bunte Leuchtkugeln aufsteigen, in der Hand. Die Funken sprühen auf die Straßen hinaus und überschütten Menschen, Pferde und Wagen; überall knallt und prasselt es, überall erscheinen Schwärmer und Kanonenschläge auf den Straßen, denen man oft Mühe hat auszuweichen, und selbst die ärmsten Kinder halten ein bengalisches Lichtchen in der Hand. Wer vermöchte zu sagen, wie viel unter diesem Treiben noch von altem Heidentume verborgen liegt!

### Weihnachtsgebäck.

Nachdruck verboten.

Weihnachtsgebäck! Welcher meiner Leserinnen rief dies Wort nicht den Zauber fröhlicher Weihnachtsreminnerungen zurück? Wir sehen uns als Kinder mit unseren ungeschickten Händen wunderbare Figuren aus dem Kuchenteig formen, welche die allezeit, aber gegen Weihnachten doppelt geduldige Mutter entgegennimmt, als ob sie ein Meisterstück her Bilderei wären; wir baden in der Erinnerung wieder mit zagendem Herzen als allerliebster Backtsch — das zum mindesten waren wir doch alle, nicht wahr, liebe Leserinnen? — allein die erste Weihnachtsandortie, die nur ein ganz klein wenig zu braun wurde und nur einen winzig kleinen Wasserrand innen zeigte, und wir fabrizieren endlich strahlenden Auges unter Lachen und Rosen, unter der Hilfe (?) unseres Geliebtesten, zum Kopfschütteln und Stau-nen unserer Köchin, als junge Frau eine ungläubliche Menge ver-schiedensten Backwerkes, an dem wir uns, wir müssen dies leider hie-zbei bekennen, gründlich den Magen verderben.

Ja, uns wird ganz warm ums Herz bei diesen Gedanken, fast wärmer, als uns der Kopf ist, da wir heute vor dem Backofen und am Backtsch stehen und als ehrsame Hausmutter sorglich unserer Hände Werk überwachen und mit derselben Gebuld unserer Lieblinge Kunstwerke entgegennehmen, wie vor Zeiten unsere eigene Mutter. Und je nachdem, wo wir geboren sind und wo wir jetzt weilen, schie-ben wir Baseler, Nürnberger oder Thormer Lebkuchen, Dornbirn braune und Göttinger weiße Kuchen, oder Leipziger Prophetenkuchen in den Ofen, rühren wir Bremer Kluben, Dresdener Stollen, schlesische Moh-nstriezeln oder englischen Christkuchen an.

Ein jedes Land, fast eine jede Stadt könnte man sagen, hat eine besondere Weihnachtskuchenspezialität, und es würde mich weit über der Rahmen meiner Plauderei führen, wollte ich ihrer aller gedenken, trotzdem jedes Land oder jede Stadt sie für die wohlgeschmecktesten und besten Kuchen erklärt. Nur selbstprobirt und vorzüglich besun-dene Vorjahrtschen zu großen und kleinen Kuchen sollen heute meinen Leserinnen mitgeteilt werden, die unbeschadet ihres Herkommens ver-zienen, „Weihnachtsgebäck“ zu heißen.

Allgemeine Regeln über das Anrühren des Kuchenteiges, über das Backen u. s. w. anzugeben, glaube ich hier nicht nötig zu haben, denn wozu wären dann die Kochbücher da, welche uns in großer Umständ-lichkeit mit vielen Regeln, mit „Wenn und Aber“ recht eindringlich predigen, daß „Backen eine Kunst“ ist! Nur einige kleine Winke möchte ich vorausschicken, welche dazu dienen sollen, die ohnehin schon genug in Anspruch genommene Zeit der Hausfrau zu entlasten und ihre Kräfte zu schonen. Ich meine damit vor allem das unverständ-liche, stundenlange Rühren mancher Backwerke — wohl gar noch nach einer Seite — wie man es fast in allen Kochbüchern angegeben findet, und welches doch nichts weiter als eine Zeitverschwendung bedeutet; denn wenn alle Zuthaten des Kuchens miteinander völlig und gut ver-bunden sind, so macht ein weiteres Rühren, das, wie irrtümlich an-gegeben, Luft zuführen soll, den Kuchen um nichts besser und lockerer. Ich backe seit Jahren Sandorten ohne endloses Rühren des Teiges, und sie geraten vorzüglich.

Auch das umständliche Reiben und Zerfeinern der Gewürze kann, mit Ausnahme natürlich, fast völlig fortfallen, wenn die Haus-frau die guten Gewürzextrakte (Beyquelle Dr. L. Naumann, Dresden-Plauen) benutzt, welche ihr billigeren, und bei unzuverlässigen Ver-kaufsgeschäften auch besseren Ersatz für Rohgewürze liefern. Ebenso kann das Deutsche Backpulver von Dietrich (in Nienitz) in den meisten Fällen die Hefe ersetzen und das oft zweifelhafte Gelingen des Hefe-backwerkes sicherer herbeiführen. Um Zeit und Aussicht zu sparen, besonders auch den Kerger über einen schwer zu heizenden Backofen zu vermeiden, führt endlich noch ein Backen im Heupfischen Brat- und Backapparat zu ganz trefflichen Ergebnissen; es wird in ihm jedes Gebäck locker, goldigbraun und gleichmäßig.

Nicht unterlassen möchte ich zum Schluß, zu bemerken, daß ich mit Vorbedacht keine Vorschriften für Baumkuchen und Marzipan geben werde. Beides ist kein eigentliches Hausgebäck, leider Vereitung ist mit besondern Schwierigkeiten verknüpft, die, wie ich nicht bezweifle, den ge-schickten Händen meiner Leserinnen weichen würden, doch steht die Zeit und die Mühe in keinem Verhältnisse zu dem erzielten Ergebnis, denn die großen Fabriken senden uns trefflichen Marzipan für mäßiges Geld, und auch der herrliche Baumkuchen wird fertig besser, und fast kann man wohl sagen billiger, vom Baumkuchenbäcker bezogen. Alle anderen bekannten und unbekanntem Weihnachtsgebäcke aber wird eine gute Hausmutter sich nicht nehmen lassen, mit fleißigen Händen selbst zu bereiten; denn man mag sagen, was man will, nichts schmeckt süßer und schöner, als ein Stück selbstgebackener Kuchen aus Mutterchens Hand, und mit dem Weihnachtsfest unzertrennlich für gute deutsche Hausfrauenherzen ist — die Weihnachtsbäckerei!

#### A. Große Kuchen.

Dresdener Christstollen. Soll dieser vorzügliche Weihnachtskuchen tabellos geraten, so muß vor allem gute Hefe benutzt, und es müssen alle zum Kuchenerfordern Zuthaten erwärmt werden. Auf zwei mittelgroße Stollen rechnet man 2 1/2 Kilogr. Mehl, 1 Kilogr. Butter, 1/2 Liter Milch, 1/2 Kilogr. Zucker, 250 Gr. zerhackten Citronat, 200 Gr. geriebene Mandeln, 1 Kilogr. ausgekernte Rosinen, oder 1/2 Kilogr. Rosinen, 1/2 Kilogr. Korinthen, einen guten Theelöffel Salz, 2 Theelöffel Kardamom, 1 Theelöffel Muskatblüte und 4 Eßlöffel Jamaika-Rum, sowie 150 Gr. gute Hefe. Man löst die Hefe mit 1/2 Liter lauwarmen Milch, 1 Eßlöffel Zucker und 150 Gr. Mehl auf, läßt das Hefestück gehen und rührt, ist dies geschehen, die Butter weich und glänzend, knetet alle angegebenen Bestandteile mit allmählichem Einzußigen des Hefe-stückes und der übrigen erwärmten Milch gut durcheinander, sodas der Teig weich und geschmeidig wird, und wirkt ihn zuletzt in Brotforn zusammen, um ihn an warmem Orte unter vorher schon erwärmter Decke aufgehen zu lassen. Ist dies geschehen, sodas ein Fingerdruck in dem Teig sich langsam wieder hebt, so bringt man ihn, in zwei gleiche Teile geteilt, auf den mit warmem Mehl bestreuten Backtsch, formt ihn zu zwei länglichen Broten, läßt diese abermals 15—20 Minuten gehen und drückt nun mit dem Rollholz die Brote der Länge nach in der Mitte stark nieder, knetet die eine Hälfte des Brotes über die andere, knidst sie gerade an der niedergedrückten Stelle ein und bestreicht die Stollen mit zerhackten, warmem Citronat, bädt sie dann lichtbraun und gar, begießt sie mit zerlassener Butter und bestreut sie mit Zucker. — Vielfach nimmt man auch einige Eier in den Teig, doch muß dann mehr Hefe genommen werden. Statt der Rosinen nimmt man auch nur viele Mandeln (500 Gr.), und dann statt 250 Gr. Citronat 350 Gr. Apfelsüßchen. Von 100 Gr. Hefe, 250 Gr. Mehl und 1/2 Liter Milch rührt man ein Hefestück, läßt es aufgehen, und vermischt es mit 250 Gr.



weicher Butter, 16 Eiern, 180 Gr. Zucker, Salz und 1 Kilogr. Mehl und wirt daraus einen geschmeidigen Teig, den man zu einem plattrunden Brot formt, mit Mehl bestreut, in eine mit Mehl bestreute Serviette legt und so nun in einer Schüssel 12 Stunden, ohne ihn zu berühren, an warmem Orte aufgehen lässt. Dann wird der Teig leicht durchgnetet, der dritte Teil davon abgetrennt, und von dem übrigen ein rundes Brot ausgetrieben, welches man auf ein mit einem befeuchteten Papier belegtes Backblech legt. Oben in der Mitte des Brotes macht man eine Vertiefung, bestreicht sie gleichmäßig mit Ei, stellt hier hinein den übrigen, inzwischen zu einem Ei geformten Teig, drückt ihn gut hinein, beschlägt den ganzen Kuchen mit zerwickelten Eiern und läßt ihn in guter Mittelhitze goldbraun backen. Zu beachten ist dabei, daß die Spitze des Kuchens nicht zu dunkel wird, man bedeckt sie, so wie sie anfängt sich zu bräunen, mit einem Butterpapier.

**Englischer Weihnachtskuchen.** 500 Gr. Butter rührt man zu Schaum, fügt allmählich 10 Eidotter, 500 Gr. Zucker, 200 Gr. feingehackte Saffade, 250 Gr. gewaschene Korinthen, 400 Gr. beste Rosinen, etwas gestoßene Gewürznelken, geriebene Zitronenschale, Salz und 500 Gr. mit 40 Gr. deutschem Backpulver vermischtes Mehl hinzu. Man rührt die Zutaten gut durcheinander, vermischt sie zuletzt mit 1 Glas Sherry und dem steifen Eiweißschnee der Eier und füllt sie in eine ausgebutterte, mit Reibrot ausgestreute Form. Der Kuchen erfordert eine sehr gleichmäßige Hitze, er gelingt in in Heußigs Backapparat besonders gut und muß beinahe drei Stunden langsam backen.

**Italienischer Biskuit.** Trotz seiner einfachen Zusammenstellung ist kein Biskuit leichter und lockerer als dieser, welcher daher als Abwechslung zwischen den meist schwereren Weihnachtsgebäcken besonders zu empfehlen ist. Man schlägt 10 ganze Eier und 12 Eidotter schaumig, fügt 500 Gr. feinen Zucker, 2 Gr. Citronenalkohol-Extrakt und 5 Gr. Citronensaft-Extrakt hinzu, zieht dann den steifen Eierschnee von 6 Eiern durch die Masse, rührt zuletzt 500 Gr. feines Mehl, 1/2 Theelöffel Salz und 15 Gr. deutsches Backpulver schnell und leicht hinzu und füllt die Masse sofort in bereitstehende, fertig vorbereitete Formen. Man bäckt den Biskuit in sehr mäßiger Hitze, stürzt ihn, nachdem er einige Minuten gestanden, langsam auf eine Tortenschüssel und überzieht ihn mit einer Punschglasur. — Ein solcher Biskuit kann übrigens die vorzüglichste Sorte ersetzen, wenn man aus der Mitte und im Kranze ringsumher mit kleinen runden Mechanismen runde Teile aussticht und die entstehenden leeren Öffnungen auf das mannigfaltigste mit dünnem, schaumigem Weincrone, Schlagahne, Pfirsichen- oder Fruchtgelee füllt.

**Pariser Napfuchen.** Man rührt 250 Gr. Butter schaumig, fügt 3 ganze Eier und 3 Eigelbe, 150 Gr. Zucker, 1/2 Theelöffel Salz, 125 Gr. Sultanrosinen, 125 Gr. Korinthen, 15 Gr. geriebene bittere Mandeln, 75 Gr. zerhackten Citronat, 3 Küffel Cognac, eine Messerspitze Muskatblüte, Citronenschale und 625 Gr. mit 30 Gr. deutschem Backpulver vermischtes Mehl, sowie beinahe 1/2 Liter kalte Milch hinzu, sobald man einen glatten, geschmeidigen Teig erhält, durch den man den Schnee der drei Eigelbe zieht. Man bäckt den Napfuchen bei gelinder Hitze gleichmäßig lichtbraun, stürzt ihn und bestreut ihn mit Zucker.

**Lütticher Festkuchen.** Man rührt 500 Gr. feinen Zucker mit 10 ganzen Eiern recht schaumig, fügt etwas Salz, einen halben Theelöffel gestoßenen Ingwer und lösselweise 500 Gr. Kartoffelmehl, 20 Gr. Backpulver und 500 Gr. gelbte Butter hinzu, füllt die Teigmasse sofort in eine gebutterte Form, bäckt den Kuchen langsam eine gute Stunde, stürzt ihn und überzieht ihn mit Punsch- oder Citronenglasur.

**B. Kleine Kuchen.**

**Weisse Nürnberger Lebkuchen.** Man kocht 1 Kilogr. gelben Farin-zucker mit 1 Kilogr. Honig dick ein, mischt mit der lauwarmen Dornmisse 30 Gr. aufgelöste Pottasche, etwas Zimmt, 60 Gr. feinstens zerhackte Saffade und ebensoviele landierte Orangenschale, 400 Gr. abgezogene, verkleinerte und leicht geröstete Mandeln, eine Messerspitze weißen Pfeffer und 500 Gr. im Ofen gelb geröstetes Mehl und arbeitet daraus einen festen Teig, den man über Nacht an warmem Orte stehen läßt. In warmem Raum rollt man den Teig am anderen Morgen fingerdick aus, sticht Kuchen in Form eines verhochenen Bierdeckels aus, legt sie auf ein mit Mehl bestreutes Blech und läßt sie erst einige Stunden an warmer Stelle stehen, bevor man sie bei mäßiger Hitze bäckt. Man überzieht die Kuchen sofort nach dem Baden mit fertiger Indeglasur und läßt diese einige Augenblicke trocknen.

**Dorumer braune Kuchen.** 1 Liter Zuckersirup, 250 Gr. Zucker, 375 Gr. Butter und ebensoviele gutes Schmalz bringt man zum Kochen, läßt die Masse etwas abkühlen und rührt nun nach und nach 30 Gr. feinen Zimmt, 15 Gr. gestoßene Nellen, ebensoviele Kardamom, 200 Gr. fein zerhackte Mandeln, 100 Gr. fein zerhacktes Citronat, die abgeriebene Schale einer Citrone, 45 Gr. in Rosenwasser gelöste Pottasche und 2 Kilogr. Weizenmehl hinzu. Man läßt diese Kuchenmasse an warmem Orte 10 Tage ruhen, bevor man sie ausrollt und in verschiedenen Formen aussticht. Man bestreut entweder die Kuchen mit Hagelsucker oder belegt sie mit gepaltem Mandeln oder mit Citronat und bäckt sie in mittelheißem Ofen. Nachdem sie abgekühlt sind, packt man sie sofort in Blechböden, in denen sie sich monatelang halten.

**Celler Brezeln.** Man kocht 6 Eier hart und wiegt sie sehr fein. Dann verknetet man sie mit 600 Gr. Mehl, ebensoviele Butter, 400 Gr. Zucker, etwas Salz, Citronenschale und gestoßenen Vanille zu einem geschmeidigen Teige, aus dem man kleine Brezeln formt, die man in zerhacktem Eiweiß und Zucker wendet und lichtbraun bäckt.

**Christliche Weihnachtsküchlein.** 6 hartgekochte Eigelbe freicht man durch ein Sieb, verarbeitet sie mit 275 Gr. Mehl, 5 Gr. Backpulver, 170 Gr. Zucker, 60 Gr. Zucker, Salz und Citronenschale zu einem geschmeidigen Teige, den man 1/2 Cent. dick ausrollt. Man sticht mit einem Weinglas runde Kuchen davon aus, bestreicht sie mit Butter, bestreut sie mit Zucker und bäckt sie bei mittlerer Hitze. Nach dem Erkalten werden sie mit eingemachten Früchten oder Fruchtgelee belegt.

**Wittichen.** Aus 400 Gr. schaumig geriebener Butter, 5 Eiern, 400 Gr. Zucker, Saft einer ganzen, Schale einer halben Citrone, etwas Salz und 400 Gr. Mehl rührt man einen sandtortersähnlichen Teig. Ein Backblech wird mit Butter bestrichen, der Teig zweimesserrückendick aufgestrichen, dick mit geriebene Nellen süßen, mit Zucker vermischten Mandeln bestreut und bei gelinder Hitze goldbraun gebacken. So wie der Kuchen aus dem Ofen kommt, wird er in rautenförmige Stücke geschnitten. Man muß beim Baden darauf achten, daß er blitzschnell fertig ist und seinen Namen mit Recht trägt.

**Veitiner Kuchen.** Man verarbeitet 600 Gr. Mehl, 250 Gr. geröstetes gestoßene Mandeln, 500 Gr. gelben Farin-zucker, 5 Eier, 60 Gr. gestoßenen Zimmt, 3 Gr. gestoßene Nellen, 15 Gr. deutsches Backpulver, 60 Gr. geriebene Chokolade, 40 Gr. feingehacktes Citronat, einen halben Theelöffel Muskatblüte zu einem geschmeidigen Teige, welcher, ohne zu brechen, sich formen läßt. Es gehört hierzu etwas Ausdauer und Geduld, bevor dieser Teig erreicht ist. Man drückt Stücke von dem Teig ab, formt lange, fingerdicke Rollen davon, brüdt sie oben glatt und kerbt sie mit dem Messer in 10 Cent. langen Zwischenräumen ein. Man legt die Rollen, die sich nicht berühren dürfen, auf ein Backblech nebeneinander und bäckt sie bei mäßiger Hitze gar. So wie sie aus dem Ofen kommen, werden sie an den eingetriebenen Stellen voneinander getrennt. L. Holle.

**Elegante Papeteriewaren.**

Auch für den Schreibtisch der Damen haben einige unserer bekanntesten Kunstverlagsanstalten eine Reihe von Novitäten für den Weihnachtstisch geliefert, die es wohl verdienen, der Beachtung der Frauenwelt empfohlen zu werden. Zunächst die Verlagsartikel der wohlrenommierten „Lithographisch-artistischen Anstalt, vormals Gebrüder Obpacher“ in München: eine Fülle von Glückwunschkarten, Weihnachts-, Neujahrs-, Tisch- und Tanzkarten, in originellen neuen Mustern mit Blumen, Tieren, Landschaften und Arabesken reich verziert; dazu die verschiedenartigen Damen-Kalender (Briefstapfen, Wagnon, Wand-, Stell- und Hängkalender), alle mit hübschen bildlichen Darstellungen in feinsten chromolithographischer Ausführung; endlich jene reizenden Büchlein mit drolligen Kinder- oder Tierchen und lustigen Versen, die hauptsächlich für die Jugend bestimmt sind und zum Teil schon durch ihr Außeres erheiternd wirken, wie „Der neue Hut“, ein Büchlein mit lustigen Versen in Form eines Zylinderhutes, oder „Ein Körbchen Allerlei“, ein Buch mit komischen Versen in Form eines Binjenkorbes u. a.

Das gleiche Lob der vorzüglichsten technischen Ausführung gebührt den Schreibtisch-Novitäten eines anderen Kunstverlages, der Verlagsanstalt von Theodor Strofer in München; auch hier sind zu den alten lieben Bekannten, welche das Publikum früher schon zu schätzen wußte, in diesem Jahre etliche ganz reizende neue Weihnachtsartikel hinzugekommen, die den Geschenktisch der Jugend verschönern werden; so ein prächtig ausgestatteter „Schillerkalender“ und andere niedliche Büchlein und Kalender.

Alle diese Verlagsartikel bietet in bester Auswahl auch die Berliner Firma Armand Lamm (Berlin W., Werderischer Markt 10),

welche neben diesen Kalendarien und Karten ein reichhaltiges Lager von Schreibutensilien, Briefumschlägen und Briefbögen in den mannigfaltigsten Größen und den elegantesten Verpackungen, Menuarten mit bornehmender Emailprägung, Lichtschirme und dergl. in der einfachsten, wie in der elegantesten Ausführung unterhält. Eine ganz neue, zugleich hübsche und praktische Erfindung sind die „Werkbüchlein“, elegant gebundene Büchlein in bequemem Taschenformat, zur Aufnahme der verschiedensten Notizen bestimmt (Preis 1,50 bis 2 M.); da ist ein Reise-Werkbüchlein zur Anmerkung von Ausflügen und Reisen, ein Korrespondenzbuch zur Aufnotierung der empfangenen, erledigten und abgeleiteten Briefe, ein Konzert- und Theaterbuch zur Verzeichnung der gesehenen Konzerte und Bühnenwerke, ein Besuchs- und Gesellschaftsbuch, ein Jagdbuch, Tanzbuch u. s. w. Unter den Lichtschirmen befindet sich auch ein aparter, rosafarbener in Glockenform, zur Bedeckung von Glühlampen bestimmt. Zum Schluß sei noch der „Sammekalender mit Tagebuch“ erwähnt, ein praktischer Kalender, der zugleich ein reizendes Schmuckstück für den Schreibtisch liefert; die linke Seite des aufgeschlagenen Kalenderbuches, das dem Mittelteil einer Feder auf dem Ständer befestigt ist, enthält die Angabe des Monats und Tages, die rechte ist für Notizen bestimmt, sodas man am Schluß des Jahres ein übersichtliches Tagebuch in handlicher Form und ohne Mühe geschaffen hat. Dieser Sammelkalender kostet mit Gestell 6 M., das Tagebuch allein wird jährlich für 1,50 M. nachgeliefert.

**Weihnachts-Büchertisch.**

Zwei wertvolle kunstliterarische Festgaben, die gerade in der Frauenwelt einem regen Interesse begegnen werden, sind im Verlage von Gerlach und Schenk in Wien erschienen: „Die Rose“ heißt das eine Werk, das in 6 Hefen zu je 4 Blatt eine Anzahl der schönsten Rosen, genau so wie sie leben, also in vollendeter Naturtreue in prächtigem Farbenbrun nach künstlerisch ausgeführten Aquarellen zur Darstellung bringt; „Alte und Neue Fächer“ ist der Titel des anderen Prachtwerkes, in welchem der badiische Kunstgewerbe-Verein im Anschluß an die diesjährige deutsche Fächerausstellung in Karlsruhe einen Teil der preisgekrönten Arbeiten, sowie das Beste aus der alten und neuen Fächerarbeit in 12 Hefen zu je 6 in Heliogravüre, Licht- oder Buchdruck durchgeführten Tafeln veröffentlicht. Trotz der vornehmen Ausstattung und der vollendeten Wiedergabe ist der Preis ein verhältnismäßig niedriger, sodas diese Werke jedermann zugänglich sind und recht wohl zu einem künstlerischen Gemeingut werden können.

„Handbuch der Liebhaberkünste.“ Von Franz Sales Meyer. 2. Aufl. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. Von den Liebhaberkünsten, die ja in unserer hochkultivierten Gesellschaft überaus fleißig ausgeübt werden, finden wir hier 34 Arten ausgezählt und behandelt, sodas für jede durch Wort und Bild ein ziemlich weitgehender Unterricht gegeben wird. Das empfehlenswerte Buch enthält fünf Abteilungen, in welchen das Material und die Werkzeuge, die verschiedenen Arten der Dilettantenkünste, eine große Zahl verwendbarer Sprüche und Inschriften, eine Tafel mit Zierschriften, endlich eine Reihe praktischer Anweisungen und Recepte dem Leser geboten werden.

Im Anschluß an das Handbuch der Liebhaberkünste hat die genannte Verlagsanstalt eine Sammlung von Vorbildern für häusliche Kunstarbeiten herausgegeben, welche leicht benutzbar Entwürfe moderner Künstler enthält. U. a. eine Anzahl „Vorlagen für Lederschnitt und Lederplastik“ (Leipzig, E. A. Seemann), welche Anfängern und minder Geübten die Arbeit wesentlich erleichtern werden; auf 32 Tafeln in Farbenbrun, denen 12 Pausesbogen beigegefügt sind, finden wir 40 Vorlagen für Rahmen, Stuhlbezüge, Ofenschirme, Gürtel, Taschen, Mappen u. s. w., welche, mit heraldischen Motiven und prächtigen Ornamenten geschmückt, sich dem Auge in ebenso reizender wie vollendeter Ausführung darstellen. Nach einer vereinfachten praktischen Methode hat Georg Wüthner hierzu eine Anleitung geschrieben, die in demselben Verlage erschienen ist.

„Don Quixote.“ Von Miguel Cervantes de Saavedra. Illustrierte Ausgabe. 2 Bde. Stuttgart, Neugierde Verlagsbuchhandlung. Mit vollem Rechte darf man von diesem Buche, das Cervantes vor nahezu drei Jahrhunderten und lebendig für die Spanier geschrieben hat, sagen, das es Eigentum der Welt geworden ist. Don Quixote ist aber auch mehr als eine bloße Satire auf alte Ritterromane: es ist eine der heitersten Schöpfungen des menschlichen Geistes, ein Buch voll Lebensweisheit, und der Leser schöpft aus der Erzählung des edlen Junkers von der Mancha und seines unvergleichlichen Schiltknappen Sancho Panza mehr gesunde Lebensweisheit, als aus einer ganzen Bibliothek dilettanter, philosophischer Kompendien. In der vorliegenden gut ausgestatteten Ausgabe bietet die Verlagsanstalt eine treffliche Uebersetzung; mehr als hundert Illustrationen, nach Tony Johannot gezeichnet von R. Osterdinger, sind dem Werke beigegeben, dazu als Einleitung eine ausführliche Biographie des Verfassers und ein Vorwort, das kein Geringeres als Heinrich Heine im Jahre 1837 eigens für die Verlagsanstalt geschrieben hat, ein wahres Rabinettstück geistreicher Schlagfertigkeit und stilvoller Anmut.

„Walthall.“ Germanische Götter- und Heldenjagen. 11. Aufl. Von Felix und Therese Dahn. Leipzig, Seibel und Brockhaus. Das genannte Werk hat sich in unserer Leserkreis fest eingebürgert und gilt wohl mit Recht als das beste deutsche Sagenbuch. Das beweist schon die Thatsache, das es bereits in erster Auflage, mit Bildertafeln, Kopfleisten und Federzeichnungen reich verziert, erschienen ist.

„Per aspera.“ Historischer Roman von Georg Ebers. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. In zweijähriger Arbeit hat der beliebte Erzähler wieder einen großen zweibändigen Roman vollendet, der soeben noch rechtzeitig zum Weihnachtsfeste erschienen ist. „Per aspera“ (Auf steinigem Wege) lautet der Titel des spannend geschriebenen kulturhistorischen Romans, der zu Alexandria im dritten Jahrhundert nach Christus, zur Zeit des Caracalla, spielt. Die Heldin der tieferegreifenden Dichtung ist ein junges Mädchen, Melissa, Tochter des Kunstschneiders Heron, die sich nach unsagbaren Drangsalen in einem der finsternsten Zeitabschnitte der Weltgeschichte zum Licht des Christentums (ad astra) durchdringt; „Unter des Kreuzes Last aufwärts zur Seligkeit hier und dort“, wie ihr treuer Berater und Freund, der Greis Andreas, ihr auf seinem Sterbebette sagt. Das Buch ist von der genannten Verlagsanstalt elegant ausgestattet und als Festgeschenk für den Weihnachtstisch bestens zu empfehlen.

„Filigran.“ Von Frida Schanz. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. Das elegant ausgestattete Büchlein enthält sieben Novellen in Versen, in denen das starke und warme Empfinden der beliebten Dichterin zum herzerfreuenden Ausdruck kommt. Die zart sinnigen poetischen Erzählungen werden besonders auf das weibliche Gemüt anregend und erhebend wirken.

**Jugendchriften.**

In dem bekannten Verlage von Seibel und Brockhaus in Leipzig ist auch in diesem Jahre wieder eine Reihe vorzüglicher, aufs eleganteste ausgestatteter Jugendchriften erschienen, welche den verschiedensten Altersstufen entsprechen. Für Kinder im Alter von etwa 7—10 Jahren ein historisches Bilderbuch von M. v. Babo: „Erzählungen aus der deutschen Geschichte“ betitelt, das in Form einzelner Erzählungen eine in sich zusammenhängende Reihe geschichtlich wahrer Bilder aus der deutschen Vergangenheit dem Kinde vorführt, den ersten Grund zu einem einheitlichen Vaterlandsgefühl legt und schon im voraus in ihm das Interesse für den späteren Geschichtsunterricht weckt. Für Kinder von 9—13 Jahren eine lebendig und spannend geschriebene Erzählung von Marie Fink: „Die Rosenhütte“, ein Herz und Gemüt bildendes und erfreuendes Unterhaltungsbuch. Für die reifere weibliche Jugend: „Der Genius des Kränzchens“ von Agathe, eine gesunde, geistig und sittlich fördernde Lektüre für erwachsene Mädchen. Für das reifere Knabenalter endlich: „Durch ferne Meere“, Seefahrten und Abenteuer eines jugendlichen Deutschen von B. Jhnen, ein Buch, das heute, wo Deutschlands Flagge auch in fernen Meeren weht und Deutsche der neuerstandenen Macht und Kraft des Vaterlandes im Kampfe mit der tropischen Natur und mit wilden Völkern zu siegreichem Emporstreben verhelfen, unserer Knabenwelt ganz besonderes Interesse bieten muß. Der rühmlich bekannte Marinemaler Ferdinand Lindner hat das Werk mit trefflichen Originalabbildungen versehen. Ueberhaupt zeichnen sich alle Jugendchriften dieses Verlages durch charakteristische, schön ausgeführte, neue Illustrationen, sowie durch großen, klaren Druck vortrefflich aus.

Nicht minder reich an Novitäten ist der bekannte Verlag von Otto Spamer in Leipzig. Da ist ein reizendes Geschenk für die Kleinen: „Peterle und Gretle“, von Agnes Brauer erzählt und von Thekla Brauer illustriert, ein Kinderbuch von rührender Einfachheit im Ton und von erfreulicher Gemütsstärkung; für junge Mädchen eine fesselnde Erzählung von B. Schweikart: „Prinzessen“; für die reifere männliche Jugend eine geschichtliche Erzählung von Dr. Anton Ohorn: „Der Bürgermeister von Lübeck“, das kraftvolle Werk eines echten deutschen Dichters, der in diesem Buche die Ereignisse jener bewegten Zeit der Hanse und ihres kühnen Vorkämpfers Wallenweber anschaulich und lebensvoll schildert; sodam für die der Schule entwachsenen Mädchen ein biographisch-historisches Werk von Ernestine Dietloff: „Edle Frauen der Reformation und der Zeit der Glaubenskämpfe“ (mit einem Vorwort von Prälat Dr. Karl Zimmermann), eine Sammlung fesselnd und anziehend geschriebener Frauenschilder, deren Lektüre speziell den evangelischen Jungfrauen warm zu empfehlen ist; endlich ein kunstliterarisches Festgeschenk, „Häusliche Kunstarbeiten“ betitelt und von A. u. G. Drilak herausgegeben, ein trefflicher Leitfaden zur Selbstbeschäftigung der reiferen männlichen und weiblichen Jugend mit Dilettantenarbeiten, wie Holz- und Papparbeiten, Filigran-, Holz-, Leder- und Glasradierarbeiten, Holz- und Kartonmalerei, Blumenmalerei auf Porzellan u. s. w.

„H. Leutemanns Zeichenhefte.“ Leipzig, Karl Jakobson. Nach dem vorliegenden ersten Hefte zu schließen, das fünfzehn künstlerisch hervorragende Zeichnungen unserer Haustiere enthält, wird das Werk eine überaus wertvolle praktische Anleitung zum Zeichnen für Kinder und auch für den Selbstunterricht sehr nützlich sein.

„Meine liebsten Tiere.“ von Karl Wagner und Julius Schmidt. Dresden, Verlag von C. C. Meinhold u. Söhne. Eine Sammlung von Bildern und Geschichten aus Haus und Hof, aus Feld und Wald, für die ganz Kleinen bestimmt und mit schönen bunten Bildern ausgestattet.

„Ein Blick ins Leben.“ Von Marie Calm. 2. Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. Der heranwachsenden weiblichen Jugend, die der Schule bereits entwachsen ist, wird hier eine Lektüre geboten, die sie auf den ernsteren Inhalt des Lebens vorbereitet und ihr zeigen soll, was ihrem Geschlecht zukommt und was man von ihm erwartet.

„Der Frauen Beruf.“ Von Thekla Hempel. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. Acht ansprechende Erzählungen, in denen die Verfasserin ihren jungen Leserinnen getreue Bilder aus den verschiedensten Berufsarten der modernen Frau entwirft. — Von derselben Verfasserin ist in gleichem Verlage erschienen: „Der Herr unser Halt“, eine Sammlung von Erzählungen, die von ernster, religiöser Stimmung getragen sind. „Frauenbilder im Spiegel der Dichtung.“ Von Emma Laddey. Mit vier Porträts. München, Literarisches Institut, Dr. M. Guttler. Ein geeignetes Geschenk für Lehrende und Lernende, namentlich für die Mädchenwelt, welche Verständnis und Sinn für unsere klassischen Dichtungen hat oder Freude daran gewinnen soll.

Aus dem Verlage von Karl Flemming in Slogau nennen wir das allbeliebte, schon im 36. Jahrgang vorkommende Sammelbuch „Herzblätterns Zeitvertreib“, ferner das ebenso geschätzte und begehrte „Töchteralbum“, Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemütes der heranwachsenden Jugend (37. Jahrgang), und endlich den „Bücherfay für Deutschlands Töchter“. Alle drei Werke stehen unter Leitung der erwirdigen Augenfreundin Thekla von Gumpert, deren Namen in der deutschen Familie den besten Klang hat; von letzterem Sammelwerke sind bisher dreizehn, für sich selbständige, lezenswerte Bücher erschienen, als letzte: „Fügungen“ von Hedwig Gräfin v. Rittberg, „Von Lebenswege“ von Gräfin Paula Lehdorff, und „Licht und Schatten“ von Martha Eitner. Außerhalb dieses Cyklus stehend, empfehlen sich nachstehende Bücher desselben Verlages für die verschiedenen Altersklassen und Geschlechter: „Kleine Erzählungen“ von Martin Claudius (Dona Pregel), zum Vorlesen für die ganz Kleinen vortrefflich geeignet; weiter von derselben Verfasserin die hübschen Büchlein: „Für die Kinderstube“ und „Für kleine Mädchen“, welche lesen gelernt haben; beide mit niedlichen Bildern geziert. Der thätigen Mitwirkung der Minderwelt an großen Familienfeierlichkeiten widmet sich ein Buch von Hermann Lenz: „Kindliche Wünsche für häusliche Feste“, eine wahre Fundgrube allerliebster Gelegenheitsdichtungen, an denen es dem Hause meist so sehr mangelt. Speziell den erwachsenen jungen Mädchen seien aus dem Flemming'schen Verlage empfohlen „Prinzessin Beate“, Novelle von Fanny Stöckert, und „Beatrice Morrice“ von Elise Maul, beide fesselnd in der Form und lezenswert dem Inhalt nach. Dem reiferen Knabenalter sind gewidmet: „Der Leinwandwogel und sein Sohn“ von G. H. Dorn, eine anziehende Erzählung aus dem Kaufmannsleben; „Unter schwarz-weiß-roter Flagge“ von J. H. D. Kern, ernste und heitere, vortrefflich erzählte Geschichten aus dem Leben deutscher Seeleute; „Ueber den Sternen“ von E. v. Wazmer, eine afrikanische Sklavengeschichte von aktuellem Interesse; und „Das Geheimnis des Karabien“ von Friedr. J. Bajeken, eine ebenso fesselnde wie belehrende Erzählung aus den Tropen Südamerikas, mit vorzüglichsten Zeichnungen von Joh. Gehrs. Endlich sei noch erwähnt das stattliche Werk von Gustav Stöcker: „Zwei Jahre deutschen Heldentums, 1870 und 1871“, das jedem frischen Knaben in die Hände gegeben werden sollte.



### Japanische Tuschzeichnungen.

Nachdruck verboten.

In unserem modernen Kulturleben wiederholt sich die Einwirkung Ostasiens auf die Ornamentik, wie dieselbe bereits in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung stattgefunden hat. Als vor ungefähr zehn Jahren die Bücher mit eingeklebten japanischen Geweben im Handel auftauchten, war ich überrascht, einige Gewebe zu finden, die den altbyzantinischen und palermitanischen zum Verwechseln ähnlich sind. Direktor von Essenwein glaubte annehmen zu müssen, daß die byzantinischen Gewebe bis nach China und Japan damals gelangt seien, und dort in Nachahmungen sich erhalten hätten. Er ließ aber die Annahme als die richtigere gelten, daß die damalige ostasiatische Ornamentik eine strengere als die heutige gewesen sei und mächtig die abendländische befruchtet habe. Als Beweis hierfür dienen die zahlreichen Reliquienhüllen des vierten bis dreizehnten Jahrhunderts, welche aus indischen und ostasiatischen Geweben bestehen. Bekanntlich eröffnete Alexander der Große durch die Verbindung mit dem Osten, und Alexandria wurde der Haupthandelsplatz der drei Weltteile.

In den ersten Jahrhunderten war die klassisch-griechische Kunst dort noch maßgebend, bald aber wurde sie durch die phantastische des Ostens ergänzt. Als dann der Mohammedismus den Siegeslauf nach dem Westen nahm, verwichen die Fabeltiere mit ihrem erotischen Beiwerk die letzten Spuren der alten klassischen Kunst. Die leuchtende Seide und schimmernde Goldfäden verlangten eine üppigere Ornamentik. Die Renaissance führte wieder zu einfacheren Motiven. Europa hatte sich seine Formenwelt wieder neugeschaffen, auf welche der Orient befruchtend gewirkt. Als dann nach einer Unterbrechung von vier bis fünf Jahrhunderten Indien und Ostasien ihre Schätze wieder nach Europa sandten, kamen neue Stilwandlungen, welche mächtig bewiesen, wie empfänglich wir für alles Neue und Fremdartige sind, wenn es durch vollendete Technik besticht. Das Uebergewicht der Jahrtausende hindurch konservativ gepflegten Kunstzweige ist nicht zu leugnen. Haben wir im Centrum Europas als Schattenseite den schnellen Wechsel



Illustrationsproben aus:  
„Japanische Tuschzeichnungen des Mihugoro und Motoharu.“  
Verlag von Paul Bette, Berlin SW.

der Stilepoche, so entschädigt uns die Tugend der Lernbegierde und unsere Kraft, die Kulturerschaffung aller Nationen zu werten. Es dauert nämlich nicht lange, so ist das, was wir als ein Fremdes früher angestaunt haben, unser geistiges Eigentum geworden. Bald geben dann neue, eigenartige Kunstwerke Kunde von der in uns wirkenden Schaffenskraft. Manche beklagen, daß selbst die klassischen Stilblüten damals verdrängt wurden, als in Alexandria eine neue Mode auftauchte. Heute erleben wir ähnliches, aber in schnellerem Tempo. Japan sendet uns seine kunstgewerblichen Schätze in immer reicherer Fülle. Vergebens sträuben wir uns, die moderne italienische, deutsche und französische Renaissance fallen zu lassen, denn die große Masse der Käufer fragt nicht viel nach Prinzipien und wählt, was ihr gefällt. Ob Jakob von Falke auch eindringlich warnt, das japanische Ornament slavisch nachzuahmen, weil wir andere Kulturanschauungen haben und eine eigene Kunst besitzen und pflegen müssen, es ist vergeblich, denn der Verschmelzungsprozeß aller Kulturelemente ist unaufhaltsam. Die

Japaner können von Europa das Wesen der hohen freien Kunst erlernen, denn es fehlen dort die Idealisten, welche die göttliche Schönheit der Menschengestalt erfassen. Wir aber werden in Bezug auf die Tier- und Pflanzenwelt noch lange Zeit in die Schule der Japaner gehen, um Motive in gleicher Feinheit und Wahrheit aus dem Buche der Natur zu finden. Geben wir dem Osten die Maschinenprodukte, so empfangen wir die reizenden Arbeiten des Kunstgewerbes, bei deren Entstehung keine Teilung der Arbeit zwischen dem Künstler und Arbeiter stattgefunden.

Nach dieser allgemeinen Beleuchtung des modernen Waren- und Kunstaus-tausches wird einleuchten, daß es sehr verdienstlich ist, die besten Entwürfe japanischer Künstler durch den Lichtdruck zu verbreiten. Was Mihugoro und Motoharu geschaffen, dient als Vorbild in Schulen und im Atelier, wenn es gilt, Dfenschirme zu sticken, Holzarbeiten und Porzellan zu bemalen, Abumbblätter auszustellen u. s. w. Die strenge stilistische Ornamentik, die zur Verzierung der Tempel, der Graburnen und für monumentale Räume geschaffen wurde, mag noch so hoch stehen, für die Verzierung unserer Wohnung und Kleidung brauchen wir jedoch das Liebliche und Anspruchslose. Das ist nicht anti-

stilistisch, sondern ein Lehrjah der Stilistik. Japans Formenwelt überrascht uns durch sinnige, naiv-kindliche Naturbeobachtung und routinierte Darstellung. Weil sie Ornament und nicht Bild sein will, fehlt die perspektivische Wirkung, oder sie hält sich in bescheidensten Grenzen. Ein hübsches und bezeichnendes Beispiel, wie poetisch die Tier- und Pflanzenwelt aufgefaßt ist, zeigt unser Mittelbild. Eine Heuschrecke läßt an einem Faden einen Blütenkelch, der als Eimer dient, in ein Vassiu herab, das aus einem großen Blütenkelche gebildet ist. Aus einer heraufgehoblen Blüte schüttet er das tauige Naß auf die Blumen. Vögeln flattern hinzu, um vom köstlichen Blüten-Nektar zu naschen.

Solcher Motive finden wir viele in den beiden Mappen, die jüngst in Paul Bettes Kunstverlag (jede Mappe mit 12 Blatt für 7,50 Mk.) erschienen sind. Mögen der Damenwelt diese Vorbilder für die Kunst im Hause bestens empfohlen sein.

Friedr. Fischbach.

### Mittlerchen.

Zart, innig und gemäßig.

Text und Melodie von **Walt her Domansky**. Für eine Singstimme nebst Begleitung des Pianoforte bearbeitet von **Heinrich Collin**.

**Gesang.**

1. Müt = ter = chen, wenn ich ins Herz Dir seh', wie ist mir dann doch so wohl und weh, für = wahr, wie in ei = nem  
 2. Müt = ter = chen, wenn zu uns spricht Dein Mund, dann thut er fi = cher nur Gu = tes kund, wie freund = lich Du mahnst, ob  
 3. Müt = ter = chen, wenn auf uns ruht die Hand, die so viel Gü = te an uns ge = wandt, dann ist es wie Thau, vom

**Piano.**

1. köst = li = chen Schrein, schließt Du uns al = le in Lie = be dort ein. Lieb Müt = ter = chen, lieb Müt = ter = chen!  
 2. spät o = der früh, ver = geß ich wahr = lich, Du Iheu = re, Dir nie. Lieb Müt = ter = chen, lieb Müt = ter = chen!  
 3. Him = mel ge = thaut, so = bald der Mor = gen im Däm = mer-licht graut. Lieb Müt = ter = chen, lieb Müt = ter = chen!

Una corda. rall. e morendo.

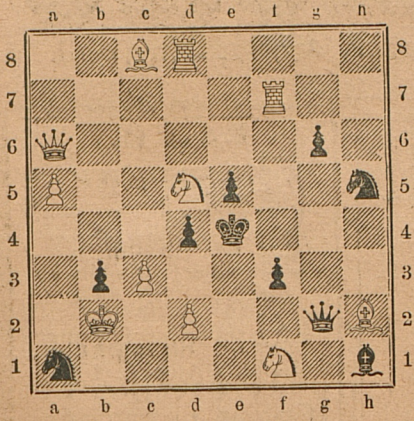
Ped. \* Ped. \* Ped. \* Ped. \* Ped.



Schach.

Aufgabe Nr. 304. Von L. Taberner Schwarz.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 302 Seite 447.



- 1. T d 2 - e 2. Schwarz. 1. K e 4 - d 5. Weiß. 2. e 3 - e 4 matt. A. Weiß. 1. ... Schwarz. 1. K e 4 - d 3, - f 3. Weiß. 2. S g 4 - f 2 oder - f 6 matt. Andere Spielarten leicht.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 303 Seite 471.

- 1. T d 3 - d 5. Schwarz. 1. K e 4 n. d 5 oder - f 5. 2. D b 1 - b 7 oder S c 2 - e 3 matt. A. 1. T e 5 n. h 5 (n. d 5). 2. D b 1 - h 1 (S h 5 - g 3) matt. B. 1. T e 5 - f 5 (g 5). 2. T d 5 - d 4 (S h 5 - f 6) matt. (Andere Spielarten leicht)

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 134 Seite 447. Die Zahl der Lebensjahre betrug 85; umgekehrt 58; die Summe der Siffern 13.

Auflösung des Rätsels Seite 447. Elba - Caprera

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 135 Seite 471. Von der teureren Sorte hatte sie 9, von der billigeren 71 Stück gekauft. Für jedes der ersten hatte sie 31 M., also zusammen 279 M., für jedes der andern 71 M., daher zusammen 1191 M. bezahlt. Die Summe 279 zu 1491 addiert ergibt 1770.

Zweifelhafte Charade.

Leichtbeschwingt ist meine erste, Und der Sorgen allerhöchste Scheuchte meine zweite oft. Ein s und z w e i führt unverhofft Unfre Vieben, die sonst weit, Zu uns her auf kurze Zeit. Karl Felsen.

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnementkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und daneben die Angabe, wo Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Berichtigung. Im Artikel „Schachbrett“ auf Seite 411 muß es in Spalte 1, Zeile 19 statt 32 Cent. heißen: 36 Cent. — In der Rubrik „Frauenleben“ auf Seite 461 ist in Zeile 2 von oben Bader, statt Binder, zu lesen.

Verschiedenes. L. N. in Lemberg. Zur Zeit in Rom. Abonnentin in Rauen. Das wissen wir nicht. Weichen in Paris. In Kürschners Staats-, Hof- und Kommunalbuch finden Sie die gewünschten Notizen.

Frau v. B. in Z. Als Fortschritt auf dem Gebiete der Puppen ist beispielsweise die Gelenkpuppe von Pulvermacher und Westram (in Sonnenberg) zu verzeichnen, deren Arme, Beine und Kopf leicht vom Rumpf abgedraht werden können; auch sonst hat diese Puppe noch Vorzüge, besonders ist sie dauerhaft und haltbar trotz des englischen Stahlstrahls als Verbindungsmaterial.

Eina v. G. in A.-M. Erbitten Sie auf einer Welpostkarte den illustrierten Kunstkalender von der Firma Julius Schmidt in Florenz, via Tornabuoni 1, in deren Verlag wieder eine Reihe neuer farbenprächtiger Autotypen, Holzschneitten und Photographiren der bekannten Engel von Fra Angelico da Fiesole, Florentino Rosso, Fra Bartolommeo, Leonardo da Vinci und andere herrliche Zimmerdekorationsstücke erschienen sind.

Haushalt und Küche. — Frau Dr. M. in Z. Apfelsinensaft bereitet man am besten und zugleich billigsten selbst. Von den gelegentlich konsumierten Apfelsinen wird die abgezogene Schale sogleich in eine weithalsige Flasche gesteckt, welche knapp zur Hälfte mit bestem, starkem Spiritus angefüllt und gut verkorkt gehalten wird. Sobald die Flasche durch von Zeit zu Zeit erfolgtes Nachfüllen neuer Schalen ganz voll geworden ist, verbindet man den Flaschenhals mit dichter Gaze und läßt die jetzt goldgelbe Flüssigkeit ablaufen, welche, wenn nötig, noch durch Kaffeefiltrierpapier filtriert werden kann. Diese Tinktur hebt man als Apfelsinensaft auf. Zum Gebrauch löst man 625 Gramm Zucker in 400 Gramm Wasser heiß auf, setzt nach dem Erkalten 25 Gramm Citronensäure, die man vorher in 50 Gramm Wasser kalt löste, hinzu, schüttelt um und mischt endlich 20 Gramm obiger Apfelsinensaft bei. Der erhaltene schwachgelbliche Sirup giebt mit gewöhnlichem oder Selterswasser, eventuell unter Zusatz von ein wenig Cognac höchst erfrischende Getränke von feinstem Apfelsinengeschmack. Selbstverständlich kann man Saft wie Essen auch zu Speisen u. s. w. verwenden.

A. G. in D. Krautjulat. Weißtöhl oder Rottöhl zerstreut man oder hobelt ihn auf dem Krauthobel in ganz feine Fäden. Dann wäscht man ihn ab und brüht ihn mit kochendem Salzwasser, dem man, je nach der Quantität des Kohls, etwas Natron (Soda) zusetzt, aber nur sehr wenig. Wenn der Kohl ungefähr eine Viertelstunde in dem heißen Wasser gelegen

hat, so schüttet man ihn in einen irdenen Durchschlag und läßt ablaufen. Man schneidet man geräucherter, fetter Speck in kleine Würfel, brät ihn gelbbraun, gießt in den heißen Speck Essig, füllt nach Geschmack etwas Zucker hinzu und läßt noch einmal an kochen. Der abgekochte Kohl wird in eine Salatschüssel geschüttet und mit gekochtem weissen Pfeffer bestreut. Dann wird Speck und Essig, noch heiß, über den Kohl gegossen und tüchtig damit vermischt. Statt des Specks kann man auch feines Speisefett nehmen, dann muß aber der gebrühte Kohl erst erkalten, ehe man Essig und Del hinzusetzt. — Ein völlig unschädliches Mittel, leicht gebräunte Hautstellen zu bleichen, bietet das tägliche Waschen derselben mit Wasserstoffsuperoxyd. Die Haut muß dazu vorher völlig durch Seife oder Boraxlösung von Fett befreit werden. S. K. in Hermannstadt. Verstaubte Gipsfiguren reinigt man, indem man sie mit dickem Stärketeiler überpinselt und diesen vollständig antrocknen läßt. Der Kleister nimmt allen Staub in sich auf und läßt sich nach dem Trocknen durch Bürsten wieder entfernen.

Zum Einbinden

des mit dieser Nummer schließenden Jahrgangs 1891 empfehlen wir

Einbanddecken

in eleganter Goldprägung, Preis 2 Mark 80 Pf. Ferner empfehlen wir zum Aufbewahren der einzelnen Nummern des neuen Jahrgangs

Gammelkasten

in Form eines elegant gebundenen, reich verzierten Buches, Preis 4 Mark für die reich vergoldete Ausgabe und 3 Mark 50 Pf. für die einfachere Ausgabe. Einbanddecken und Gammelkasten sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Mit vorliegender Nummer

schließt der Jahrgang 1891. Das Abonnement auf das neue Quartal oder den neuen Jahrgang bitten wir baldigt erneuern zu wollen, damit in der Zusendung der erscheinenden Nummern keine Unterbrechung eintritt. Besonders bei den Postanstalten ist die ausdrückliche und rechtzeitige Erneuerung des Abonnements erforderlich.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen je derzeit Abonnements auf den „Bazar“ an zum Abonnementspreise von

vierteljährlich 2 1/2 Mark (in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr.).

Für den Inseratenteil verantwortlich: Karl Kühling in Berlin.

Der Inserationspreis beträgt M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö. w. pro Nonpareille-Zeile. Anzeigen. Alleinige Annoncen-Annahme Rudolf Mosse, Berlin S.W. und dessen Filialen.

Farbige Seidenstoffe

ca. 2500 verschiedene Farben und Dessins — direkt an Private — ohne Zwischenhändler: von 95 Pfg. bis Mk. 11.80 per Meter nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn porto- und zollfrei. — Muster umgehend. G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz). Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Rein seidene farbige Merveilleux Mk. 1,90 bis Mk. 5,50 Mtr. und alle anderen Webarten in unübertroffener Auswahl liefert in einzelnen Kleidern oder Stücken zu billigen festen Fabrikpreisen die Seidenwaren-Fabrik Crefeld, Michels & Cie., Berlin W., Leipz. Str. 101. Königl. niederl. Hoflief. Lieferanten des Deutschen Officiervers und des Deutschen Beamtenvereins. Proben postfrei.

Seiden-Bengalines, Foulards, Grenadines, Gazes, Failles, Merveilleux, Surah, Atlasse etc. von 85 Pf. bis M. 12.— per Meter verschieden roben- und färbweise, porto- und zollfrei an Jedermann zu wirklichen Fabrikpreisen. Muster umgehend. Seidenstoff-Fabrik-Union Adolf Grieder & Cie. in Zürich (Schweiz).

Phenokoll Schering leicht lösliches Phenacetin, bewährtes und unschädliches Mittel gegen Rheumatismus, Ischias, Migräne, fieberhafte Zustände, Influenza, in Dosen von 1 Gramm, mehrmals täglich.

Piperazin Schering bewährtes Mittel gegen harnsaure Diathese und Folgezustände (Gicht, Harn-gries, Harnsteine etc.) findet als Gichtwasser erfolgreichste Anwendung, verbunden mit Phenokoll. Zu haben in den Apotheken.

Man verlange das Fabrikat OTTO HERZ & CO. und beachte diese Schutzmarke. OTTO HERZ & CO. FRANKFURT a. M. LONDON 1862 PRIZE MEDAL PARIS 1867. auf der Sohle.

7 mal prämiert mit ersten Preisen. Violinen, sowie alle sonst. Streichinstrumente, Stumme Violine z. Studiren (Patent). Zithern in allen Formen, Gitarren u. Blasinstrumente. Schulen zu allen Instr. Reparaturatelier. Billige Preise. Empfohlen von Wilhelm, Sarasate, Léonard u. a. Ausf. Preisourant werden gratis und franco zugesandt. Gebrüder Wolf, Instrum.-Fabrik, Kreuznach.

Kostüm-Stickererei. Einzelne Kostüme, deren Stoff einzuweben ist, bestickt ich in 2-3 Tagen mit Seide, Gold oder Perlen in moderner Weise, event. genau in Art u. Zeichnung der Abbildungen dieser Modenzeitung. Georg Rosenberg, Fabrik mechanischer Stickerereien, Berlin C., Kurstraße 30. 1.

Für Hausfrauen. Alle Wollwäcker jeder Art und rohe Wolle werden zu sehr haltbaren Hauskleidern, Unterröcken, Portieren und Kissenstoffen, Schlaf- und Teppichdecken, sowie Buchstiften, Servietten u. Stabentgeräthe umgearbeitet. Muster franco durch R. Eichmann, Ballenstedt a. Harz. Wer 1 heizbaren Badestuhl hat, kann täglich warm baden. Ausführliche Beschreibung gratis. L. Weyl, Berlin W. 41.

Damen-Kleiderstoffe U. S. W. direkt vom Fabrikort empfiehlt jedes Waas zu billigsten Preisen. Paul Louis Jahn, Greiz. Fabrik- und Versand-Geschäft. Damen an allen Plätzen als Agenten gesucht. Ueberall zu kaufen Dommerichs Anker-Cichorien.

L. Jacob, Stuttgart. Renommirte Fabrik von Musik-Instrumenten aller Art. Garantie für solide Arbeit. Billigste Preise. Man verlange ill. Preisourant. A) über Zithern, Violinen, Cellos, Gitarren, Saiten, Bogen etc. B) über Harmonikas, Blasinstrumente, mech. Spielwerke etc.

Seidenstoffe direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld, also aus erster Hand in jedem Maas zu beziehen. Schwarze, farbige und weiße Seidenstoffe, Samme und Blüsch jeder Art zu Fabrikpreisen. Man verlange Muster mit Angabe des Gewünschtem.

Sammet u. Seidenstoffe jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffen. Specialität: „Brautkleider“. Billigste Preise. Seiden- und Sammet-Manufactur von M. M. Catz, in Crefeld.

Damen, Modistinnen, Näherinnen, welche sich durch den Vertrieb von Waaren ohne Mühe ein bedeutendes Nebeneinkommen sichern wollen, wollen ihre Adresse unter C. E. 956, an Haasenstein & Vogler, A.-G., Magdeburg gelangen lassen.

Viel Geld können Sie sehr leicht verdienen, wenn Sie Wiederverkäufer unserer Artikel werden. Verlangen Sie unsere Muster und Netto-Preisliste für Wiederverkäufer. Wir liefern Ihnen 100 Visitenkarten von 40 Pfg. porto-frei an, bis zu den elegantesten. Briefmarkten aller Länder nehmen in Zahlung. Alb. Petersdorf & Co., Kottbus.

Kinder-Gartenlaube. Jede Mutter, jeder Freund der Jugend abonniere auf die Kinder-Gartenlaube. Farbige illustrierte Zeitschrift für die Jugend im Alter von 7-15 Jahren. Herausgegeben von Albert Richter. Alle 14 Tage 1 Heft. Jährlich etwa 600 Seiten Text von den besten Schriftstellern und 96 große, künstlerisch farbig ausgeführte Bilder in 8 bis 12 farbigem Druck von Carl Mayer's Kunstverlag in Nürnberg. Preis: Vierteljährlich nur 1 Mark. Das Beste für die Jugend. Allseitig als vorzüglich anerkannt. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an. Verlag der Kinder-Gartenlaube in Nürnberg.



# Blooker's holländ. Cacao

die feinste Marke.

J. & C. Blocker, Amsterdam (Holland).

## Deutsche Militärdienst-Versicherungs-Anstalt

in Hannover. Nur Knaben unter 12 Jahren finden Aufnahme. Versicherung in den ersten Lebensjahren am vorteilhaftesten. Von 1878 bis Ende 1890 wurden versichert 169,000 Knaben mit 190,000,000 Mk. Eine so große Beteiligung hat nie ein Deutsches Versicherungs-Institut gefunden. — Prospekte zc. versenden kostenfrei die Direction und die Vertreter.

**Heilanstalt**  
Bad Hohenstein-Grüßthal.  
Anwendung der natürlichen Heilmethoden.  
Winterkuren.  
Dr. med. R. Schneider.

**Julius Henel vorm. C. Fuchs**  
k. u. k. Hoflieferant,  
Breslau.  
**LIPOLEUM**  
Echtes bestes Fabrikat  
Meter ca. 3mm stark 2,50  
Glatt " " " 2,85  
Gemustert " " " 3,30  
Proben frei.  
Ganze Rollen wesentlich billiger.

Zu haben in allen feineren Parfümerie Droguen Friseur- & Geschäften  
**PARFÜMERIE-PARZIVAL**  
W. RIEGER, FRANKFURT. M.

Parzival Odeur Parzival Zahnwasser.  
Parzival Oel. Parzival Brillantine.  
Parzival Seife. Parzival Toilettewasser  
Parzival Puder Parzival Toilette-Essig.  
Parzival Kopf-Wasch-Wasser.  
Neueste hochfeine Parfümerien von elegantester Ausstattung für den anspruchsvollsten Toiletentisch geeignet.

**Photographie**  
vollständige Apparate  
Anleitung u. Preisverzeichn.  
kostenfrei  
FABRIK photogr. Apparate  
**C.P. Goerz**  
Optische Anstalt  
Berlin W. (Schöneberg)  
Hauptstr. 7a.

**Kinderwagenbazar**  
Max Brinner, Berlin  
Jerusalemstr. 42, I.  
Verjandgeschäft.  
Großartige Auswahl jeder Art, bestes Fabrikat, billige Preise, größtes Lager.  
Illustrirt. Musterbuch gratis und franco.

**IN DEN APOTHEKEN!**  
**ENGELHARD'S**  
Isländisch Moos-Pasta  
gegen  
HUSTEN u. HEISERKEIT  
75 PFENNIGE.

**Die Dame ist im Stande**  
alle deutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen.  
Werkzeugkasten mit Anleitung und Vorlagen hierin.  
Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.  
Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinenapparate für Industrielle u. Di. et al. Preis M. 21, M. 26 u. M. 30.  
Gustav Fritzsche, Leipzig,  
Königl. Hoflieferant.  
Illustr. Prospekte u. Preisverz. franco u. grat.

## Mondamin Brown & Polson

Entöltes Maisproduct. Für Kinder und Kranke mit Milch gekocht speciell geeignet — erhöht die Verdaulichkeit der Milch.

Garantirt reine **Naturbutter**  
versendet direct an Private die Molkerei-Gesellschaft Wehre bei Schladen (Saxi).  
**Cacao Riquet**, löslich, mit köstlich-natürlichem Aroma.  
Fabrikanten **Riquet & Co.**, gegründet 1745, Leipzig.  
Überall zu haben. Fabrikmarke Nr. 4871

**C. L. Flemming**  
Klobenstein b. Schwarzenbergi. S.  
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs.  
gut beschlag.  
25 50 100 Ko. Tragfähigk.  
6,50 11,— 16,50 M. pr. St. blau.  
Fabrik für Wagen und Holzwaren.

Überall zu kaufen **Dommerichs Anker-Cichorien.**  
**Für Modistinnen.**  
Federbestiche, Federboas, Knöpfe, Jet-Steine, Sammet und Plüsch.  
Auszug aus dem Preiscurant.  
Zaillenfutter (Röper) Mtr. 27, 35, 45, 50, 60 Pf.  
Zaillenfutter zweifach Mtr. 50, 70, 85, 100 Pf.  
Gaze Ia., Schwarz, weiß, grau, 10 Mtr. p. 2,00 Mtr.  
Prima Kleiderjatin in allen Farben Mtr. 75 Pf.  
Stofffutter schwarz Ia., Mtr. 38, 60, 75 Pf.  
Stofffutter Alpaca schwarz, Mtr. 38, 60, 75 Pf.  
Gürtelband Ia. mit Silberstreifen 8 Mtr. 60 Pf.  
Zaillenstangen zum Einfädeln Groß 1,10 Mtr.  
Zaillenstangen zum Einfädeln m. feid. Streif. Groß 2,80 Pf.  
Schweißblätter, unt. u. echt Gummi Dg. v. 1,20 Mtr.  
Sendungen über 20 Mtr. franco.

**S. Mecklenburg, Berlin O.,**  
Blumenstraße 88, gegenüber Wallnertheaterstr.  
**Für Kunstfreunde.**  
Soeben ist unser neuer, vollständig umgearbeiteter, reich illustrirter Katalog erschienen. Derselbe enthält eine Uebersicht über die Stoffgebiete religiöser, patriotischer, historischer und mythologischer Darstellungen, von Genrebildern, Jagd- und Sportbildern, Landschaften und Seestücken. Ferner vollständige alphabetische Verzeichnisse der Photographien und Photogravuren nach Gemälden moderner und klassischer Meister.  
Der Katalog wird gegen Einsendung von 50 Pfennig in Briefmarken franco zugesandt.  
**Photographische Gesellschaft Berlin.**

**100 seltene Briefmarken!**  
nur v. Aegypten, Argentinien, Australien, Brasilien, Bulg., Cap, Ceylon, Chile, Costarica, Cuba, Ecuador, Finnland, Gibraltar, Griechenland, Guatemala, Japan, Java, Kaschmir, Luxemb., Mexiko, Monaco, Natal, Nibel., Orange, Indien, Persien, Peru, Puttialla, Rum., Samoa, Serbien, Tunis, Türkei — alle verschieden — garant. echt — nur 2 Mk.!! Porto extra.  
Preisliste gratis. Großer ausführlicher Katalog mit über 10 000 Preisen nur 50 Pf.  
**E. Hayn, Naumburg (Saale).**

**Feine Harzer Kanarienvögel!**  
mit den seltensten Tönen zu M. 6, 8, 10, 12, 15 und 18 per Stück, empfiehlt und versendet unter Garantie laut Preiscurant  
**H. Natermann, Clausthal, Oberharz.**  
NB. Zahlreiche Anerkennungsbriefe stehen zu Diensten.

**Fettleibige**  
erhalten für 20 A franco den Prospect über **Dr. Jauers Normalfrank** à Fl. 6 M. von **O. Mühlradt II.**, Zegeberg, Hofst.

**Photographische Amateur-Apparate**  
mit welchen jeder Laie ohne Vorkenntnisse tadellose Photographien herstellen kann.  
Preise von Mk. 30— Mk. 400.—, Anleitung u. illustrierte Preisverzeichnisse kostenfrei. Jeder Käufer eines Apparates erhält auf Wunsch unentgeltlichen Unterricht in unserem Laboratorium.  
**E. Krauss & Cie., Berlin W.**  
Wilhelmstr. 100 (früher Leipzig).  
(Paris, London, St. Petersburg, Mailand).

Überall zu kaufen **Dommerichs Anker-Cichorien.**  
**Louis Hermsdorf**  
Dypt.

Nur garantirt echt **Diamantschwarz**, wenn Strümpfe, Handschuhe zc. zc. obigen Stempel tragen. Alle anderen Garantie-Stempel sind nicht maßgebend.  
**Dame!** Dies Orientalische Toilette-Geheimnisse m. 200 Rezepten gegen alle Schönheitsfehler v. Artensfrau, die 30 J. im Orient gelehrt, was Harem-Damen thun, sich so lang schön zu erhalten (2 M. 30 A.); Wie man schnell unter die Haut kommt (1 M. 25 A.) Katal. gratis.  
**Sophie Lasswitz**, Damen-Bibliothek, Graz, Jacominiq. 22.

**Damenkleidermacherinnen,** welche sich durch Verkauf oder Empfehlung eines Spezialartikels ein hohes Einkommen und sorgenfreies Alter erwerben wollen, werden gebeten, Abresen unter Z. 4829. an Rudolf Woffe, Leipzig zu senden.

**Deutscher Rothwein**  
rein! echt! gesund!  
Selbstgekelterten Obergelheimer  
verfende à M. 1,50 per Flasche mit Glas und Padung ab hier in Kisten zu 12, 18 oder 24 Flaschen gegen vorherige Einsend. des Betrages oder Nachnahme.  
**J. N. Geyer, Rothweinfelerei Obergelheim a. Rhein.**

**Eltern**  
welche ihre Knaben hübsch u. zweckmäßig kleiden wollen, veruchen es mit den so sehr beliebten, aus bestem Kammergarn gestrichten  
**Knaben-Anzügen.**  
Versand nur an Private. Preislisten gratis und franco.  
**E. J. Wolf, Pforzheim, Baden.**  
Fabrikflager.

Überall zu kaufen **Dommerichs Anker-Cichorien.**

### Hervorragende Geschenke für das junge Geschlecht:

**Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte**  
von Constanze v. Franken. 3. Aufl. Eleg. geb. 2,50 M.  
Wobte dieses vortreffliche Buch nicht nur in der Hand eines jeden jungen Mädchens, sondern auch jeden jungen Mannes zu finden sein. Es ist ein vorzügliches Werkchen, würdig die größte Verbreitung zu finden. So künftige sich eine hochgestellte Persönlichkeit, der das Buch vorgelegen. Beste Ausstattung in Papier, Druck und Einband machen das ca. 240 Seiten starke Buch zu einem hervorragenden Geschenk. Der Preis ist außerordentlich billig.

**Der gute Ton für die Kinderwelt** von Constanze von Franken. Mit 64 Illustrationen, 2 farbig gedruckt auf starkem Papier und dauerhaft gebunden, Preis nur 3 M.

Unter den Weihnachtsgeschenken für die Kinder wird dieses Buch einen hervorragenden Platz einnehmen. Kein Kind wird es entbehren wollen. Constanze von Franken hat mit diesem Buche ein kleines Meisterwerk geschaffen.  
**Katechismus der Toilettenkunst und des feinen Geschmacks** von Constanze von Franken. Preis eleg. geb. 2 M. 50 Pf.

Das Werkchen wird den Damen sehr gute Dienste leisten. Es soll den Geschmack veredeln und die Herstellungskosten vermindern. Beide Forderungen dürften in besserer Weise befriedigt werden. Es steht über der Mode.  
**Katechismus der Binnergärtnererei** von Franz Giesche, kgl. Garteninspektor. Mit vielen Illustrationen. Preis brosch. 1 M. 50 Pf., geb. 1 M. 80 Pf.

Allen denen, die ihre Wohnräume durch Pflanzens- und Blumenschmuck verschönern möchten, sei dieses Werkchen angelegentlich empfohlen.  
**Katechismus des Schachspiels** von J. Berger. Broschirt 1 M. 50 Pf., geb. 1 M. 80 Pf.

Jede Gabe, durch welche J. Berger die Schachliteratur bereichert, zeichnet sich durch Gründlichkeit aus. Der Anfänger und noch mehr der Vorgeschriftene findet zahlreiche Winke und Anregungen. Allen Schachfreunden, welche nicht nach einem weitläufigen Compendium verlangen, wird dieses Buch willkommen sein. Es übertrifft praktisch wie inhaltlich die vorhandenen kurzen Einleitungen in das Schachspiel.  
**Karl Urbach's Preis-Klavierschule.** Preis broschirt 3 M., Halbfranzbd. 4 Mark, Ganzleinenband mit Goldschnitt 6 Mark. 19. Auflage.

Der Ruf der Vorzüglichkeit der Urbach'schen Preis-Klavierschule ist auf der ganzen Welt begründet. Abzug bisher 140 000 Exemplare.  
**Karl Urbach, Goldenes Melodienbuch.** 6. Auflage. 3 Hefte à 2 Mark. Alle 3 Hefte auf einmal bezogen brosch. nur 5 Mk., dauerhaft geb. 5,60 Mk.

Eine vortreffliche Sammlung. Schöne Ausstattung. Billiger Preis.  
**Preis-Lieder-Album.** Lieder für eine mittlere Singstimme mit Begleitung des Pianoforte, preisgekrönt und ausgewählt durch die Preisrichter: Prof. Heinrich Hofmann in Berlin; Theodor Kirchner in Dresden; Hofkapellmeister Dr. E. Lassen in Weimar. Preis 3 M., eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

**Tyson-Wolff, op. 38, Aus der Kinderwelt.** 24 Duette für Kinderstimmen. Preis 3 M.

Es sind reizende, anmutige und zu Herzen sprechende Tonbichtungen, welche in dem musikalischen Album geboten werden, und da die meisten ohne große Schwierigkeiten zu bewältigen sind, so wird die deutsche Mutter sich und ihren Kleinen eine Freude bereiten, wenn sie mit ihnen an das Studium der Tyson-Wolff'schen Lieder geht.  
**Robinson der Jüngere.** Ein Lesebuch für Kinder. Nach Daniel Defoe und Joh. Heinr. Campe gebunden 1 M.

Nach dem Urtheile tüchtiger Fachmänner als eine der besten und in Rücksicht auf Ausstattung und Billigkeit ganz sicher als musterhafte Ausgabe zu bezeichnen.  
**Der deutschen Hausfrau Soll und Haben.** Wirtschaftsbuch für alle Tage des Jahres. Preis geb. 1 M. Sehr praktisch.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie von **Max Hesse's Verlag in Leipzig, Eilenburgerstraße 4.**

**Eau de Champagne**  
ist das neueste Toilette-Parfum.  
**Eau de Champagne**  
ist erfrischend und weckt die Lebensgeister wie der Genuss des Champagners.  
**Eau de Champagne**  
verbreitet lieblichen und anhaltenden Wohlgeruch.  
**Eau de Champagne**  
in höchst eleganten Cassetten zu 6 Flaschen f. M. 6,50 das **passendste Festgeschenk für Damen.** Einzeln pr. Fl. à M. 1,25 zu haben in allen besseren Parfümerien, Droguerien und direct beim alleinigen Fabrikanten  
**Albert Lissner, Berlin,**  
SW., Friedrichstraße 211.

D. R.-P. 57524. K. K. Oester. Privil. Engl. Pat. 19587.  
Schweiz. Pl. 2470.  
Wiederverkäufer in jeder größeren Stadt.  
Gebrüchswaaren, Preislisten franco.  
**Prof. Dr. Soxhlet's**  
Neuer **Sterilisir-Apparat**  
für Kindermilch  
mit selbstthätig wirkendem Luftdruck-Verschluss.  
Handhabung bedeutend vereinfacht.  
Alleinige Fabrikanten:  
**Metzeler & Co., München**  
Kgl. Bayer. Hofgummiwaaren-Fabrik.

**Unentbehrlich für jeden Haushalt!**  
**G. BOEHM'S**  
BRILLANT  
SILBER-SEIFE  
Bequemstes u. Reinigungsmittel für **Tischbesteck, Tafelgeräthe zc.** aus jeder Art von Metall. Bewirkt vollkommene Wiederherstellung des ursprünglichen Glanzes ohne auch selbst die feinste Versilberung anzugreifen. Zu haben in den meisten Silberwaaren-, Seifen- u. Droguen-Handlungen  
**Gustav Boehm Offenbach a. M.**

Überall zu kaufen **Dommerichs Anker-Cichorien.**  
pharmaceutischer  
**Bestes Eisenmittel** gegen Blutarmuth, Bleichsucht etc. 1 Dose 250 Pillen M. 1,50. Zu haben in allen renomm. Apotheken.  
**W. Kirchmann, Apotheker.**  
Ottensen-Hamburg.

**Für Damen!**  
bietet sich sehr lohnender Erwerb durch Verkauf von Seiden, Tischzeug zc. nach Mustern an Private. Offerten erbitte bis 1851 getriebene, weitbekannte Weberei **H. Eggemann, Bielefeld.**







2

6.40 W